Należytość pocztową opłacono ryczałtem.
Die Postgebühr ist bar bezahlt.

Erscheint wöchentlich

Ost-Deutsches Volksblatt

Bezugspreis: Jährlich: Polen 12 zł, Deutschland 10 Gmk, Amerika 2½ Dollar, Tschechoslowakei 80 K, Oesterreich 12 S. Vierteljährlich 3.00 zł, Monatlich: 1,20 zł. Einzelfolge: 30 Groschen.

Enthält die amtlichen Mitteilungen des Verbandes deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Kleinpolen z. s. z o. o. we Lwowie.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.
Schriftleitung und Verwaltung: Lwów (Lemberg), Zielona 11. Telefon 106-38

Anzeigenpreise: Gewöhnl. Anzeigen jede mm-Zeile Spaltenbreite 36 mm 15 gr, im Textteil 90 mm breit 60 gr. Kl. Anz. je Wort 10 gr. Kauf, Verk., Familienanzeigen 12 gr. Arbeitsuch. 5 gr. Auslandsanzeige 50% teurer, bezw. Wiederholung Rabatt.

Folge 5 — Lemberg, am 29. Januar (Eismond) 1933 — 12. (26.) Jahr

Muttersprache

„Muttersprache, Mutterlaut, wie so wonnesam, so traut...“ Und nicht nur wonnesam und traut, sondern auch reich, unendlich reich ist unsere Muttersprache. Dreimal so reich



Winterstimmung

wie die englische, fünfmal so reich wie die französische, denn unsere Sprache hat einen Wortschatz von sechsmalhunderttausend Wörtern. Was der Pole oft nur mit einem einzigen Ausdruck bezeichnet, dafür hat der Deutsche oft zwanzig bis dreißig Ausdrücke mit den verschiedensten Tönungen, Abstufungen und Schattierungen. Welchen Reichtum, welche Fülle das bedeutet, wird uns erst klar, wenn wir bedenken, was heute auch mehr und mehr erkannt wird, daß die Sprache nicht nur ein Werkzeug, ein praktisches Verständigungsmittel von Mensch zu Mensch ist. Sprache ist viel mehr. In der Sprache lebt und webt ein Volk, in der Sprache singt und sagt es Freud und Leid, erkennt es Tiefstes und Höchstes, erlebt es Niedergang und Aufstieg, in der Sprache erlebt es sich selbst. Die Sprache ist die Seele eines Volkes. Aber diese unsere Muttersprache ist heute bedroht. Sie ist schwer bedroht von der Fremdwortsucht und Papierdeutsch.

Wohin die Fremdwortsucht führt, zeigt in abschreckender Weise die englische Wortkunde. Das ist ein Mischmasch aller westeuropäischen Sprachen. Und von Papierdeutsch zeugt fast jede Rechtsurkunde. Das ist die allgemeine Gefahr.

Aber uns Deutschen im Auslande droht noch eine andere Gefahr. Inmitten einer nichtdeutschen Umgebung droht uns die Sprachzersetzung und Sprachverhunzung infolge der stetigen, wenn auch vielleicht zuerst unmerklichen Einflüsse der fremden Landessprache. Das ist die innere Gefahr. Noch größer ist die äußere Gefahr. Wie viel List, Tücke, Überredungskunst, ja selbst Gewalt wird heute angewandt, um den Deutschen im Auslande seiner Muttersprache zu berauben, ihm seine Seele zu nehmen, ihn seelisch zu verkrüppeln. Beispiele? Zu schmerzlich und frisch sind die Wunden, und täglich werden uns neue geschlagen, während die alten noch nicht vernarbt sind, als daß wir sie hier aufzählen

könnten und wollten. Ach, wir sind längst Wissende geworden. Tiefe Bitternis erfüllt unsere Herzen.

Sollen wir zagen und verzagen? Es geht um Sein oder Nichtsein unserer teuren Muttersprache hierzulande. Sollen wir mutlos die Hände sinken lassen angesichts dieser Nackenschläge des Schicksals? Das sei ferne von uns. Wir wären nicht Deutsche, wenn wir unsere Muttersprache jetzt nicht mit doppelter Treue und doppelter Liebe liebten, wo sie am stärksten und am meisten bedroht ist. Jetzt erst recht! Unsere Antwort sei die Tat!

Scharen wir uns um unseren Berater, unser Kleinod, das Ostdeutsche Volksblatt. Die alltäglichen Sorgen dürfen uns da nicht zurückhalten. Ernst ist die Zeit, aber um so fester müssen wir zusammenhalten. In ein jedes deutsche Haus gehört das Volksblatt, das Allgemeingut sein soll. In dem Volksblatt soll sich unser aller Leben widerspiegeln, es soll unser aller Sprachrohr sein. Wenn diese Erkenntnis in jeder einzelnen Familie platzgegriffen hat, dann wird sich die Zahl der Leser verdoppeln, verdreifachen, ja vervielfachen; dann wird auch die Bezugsgebühr um mehrere Złoty pro Jahr verringert werden können. Also Volksgenossen, von Euch hängt alles ab, beweist, daß Ihr in einer völkischen Sache keine Parteien kennt, nur geeint handeln wollt.

Das Wissen um die deutsche Sprache sei nicht mehr Alleinbesitz des Germanisten, es muß aus der engen Stube des Fachgelehrten hinausgetragen werden auch in die entlegenste Hütte des deutschen Landmannes und Arbeiters durch gemeinverständliche Vorträge und Vorlesungen, durch Veranstaltungen aller Art. Versenken wir uns in die verborgenen Schönheiten, in den anschaulichen Bilderreichtum, in die Rätsel und Wortspiele, in den Humor, in das Lachen und Weinen unserer Sprache, forschen wir in den verschlungenen Pfaden ihrer Entwicklung durch ein Jahrtausend, lauschen wir ihren Dichtern und Denkern, schöpfen wir neue Kraft aus dem ewig quellenden Born unserer Sprache, sehen wir, wie sich unsere Sprache hierzulande gewandelt hat; entzünden wir in unseren Herzen die stetig und still lodernde Flamme glühender Begeisterung für unsere edle Sprache!

Es gibt keine Macht auf Erden, und sei sie noch so mächtig, die uns unser Volkstum vernichten, unsere Sprache nehmen kann, wenn wir nicht wollen, wenn wir treu sind! Unsere herzliche Liebe, unsere glühende Begeisterung unsere schlichte Treue für die deutsche Muttersprache, das ist der Granit, an dem alle Tücke und Gewalt zerschellen muß und wird!

Aus Zeit und Welt

Das Budget des Innenministeriums

Warschau. Die Budgetkommission des Sejm beriet über das Budget des Innenministeriums.

Der Etat des Innenministeriums sieht in den Ausgaben 202 530 923 Złoty vor, wovon auf die Polizei 104 521 566, auf das Grenzschutzkorps 40 000 000 und auf den Dispositionsfonds 6 000 000 entfallen.

Die Aussprache über das Budget des Innenministeriums leitete Innenminister Pieracki mit einer Rede ein. Der Minister wies darauf hin, daß das Tätigkeitsfeld des Innenministeriums durch die Auflösung des Ministeriums für öffentliche Arbeiten, wodurch gewisse Agenden dem Innenministerium zugewiesen wurden, und durch die Zuteilung der Angelegenheiten der öffentlichen Gesundheit vergrößert wurde. Die Gesamtausgaben des Innenministeriums sind um 15 Millionen im Vergleich zum letzten Budgetjahr verringert worden. Für die Erhaltung der Verwaltung der Zentrale, der Wojewodschaften und der Starosteien verbleiben nur etwa 35 Millionen Złoty, welche Summe der Minister als außerordentlich gering betrachtet. Durch die Auflösung kleiner Kreise sind 100 Personaletats eingespart worden. Insgesamt hat sich in der Zeit vom 1. Januar bis zum 30. September 1932 die Zahl der Beamten in der Zentrale, den Wojewodschafts- und Starosteiämtern um 243 verringert. Die Arbeitsbedingungen sind nicht günstig infolge der geringen Beamtenzahl und der Vielseitigkeit der Vorschriften. Der Minister geht hierauf auf die gesetzgeberische Initiative des Ministeriums ein und gibt dann seine Ansichten über die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung kund. Die kriminellen Verbrechen sind infolge der Wirtschaftskrise gestiegen. Was die politischen Vergehen betrifft, so wird der Kommunismus als „nichtpolnische" politische Erscheinung mit aller Schärfe bekämpft, aber auch bei Konflikten zwischen der Staatsverwaltung und politischen Gruppen werden die strafgesetzlichen Bestimmungen angewandt werden.

Hierauf referierte Abg. Ponczek (Regierungspartei) das Budget des Innenministeriums.

Als erster Redner in der Aussprache ergriff Abg. Matczak (Ukrainischer Sozialradikaler) das Wort zur Schilderung der Verhältnisse in Wolhynien, Polesie und Galizien. Hierbei machte er folgende Feststellung: „Im Vergleich mit dem, was früher in Ostgalizien geschah, sind die Geschehnisse in Wolhynien und Polesie bedeutend schlimmer. Große Dörfer sind vollkommen vernichtet worden."

Abg. Lucki (Ukrainer) behauptet, daß in den Schulen ein System von Provokation und Bespitzelung eingeführt worden sei, so daß in den älteren Klassen der Mittelschulen mindestens zwei Schüler oder Schülerinnen für Auskünfte bezahlt werden.

Abg. Ciolkosz (Sozialist): „Drei Säulen des Sanacja-Systems sind: das Versammlungsgesetz, das Dekret über Vereine und das sich gebärende territoriale Selbstverwaltungsgesetz... Drei Symbole der Nachmairegierungen sind: der rote Bleistift des Zensors, der weiße Knüppel des Polizisten und die Sondergerichte... Wir kommen mit keinen Klagen. Gegen Gewalt muß die Kraft der Arbeiter und Bauern gebildet werden, und sie wird diese Symbole vernichten."

Die Aussprache war bis zur späten Nachtstunde noch nicht beendet.

Die Regierung droht mit Zuteilung größerer Einfuhrkontingente

Warschau. Wie in Regierungskreisen verlautet, beabsichtigt die Regierung, die Preissenkungsaktion erneut aufzunehmen. An maßgebender Stelle wird mitgeteilt, daß mit den Vertretern bestimmter Industrien Verhandlungen schweben, um eine Herabsetzung der Preise herbeizuführen. Insbesondere handelt es sich um die kartellisierte Industrie, die bisher jeder Preissenkung Widerstand entgegengesetzt habe. Die Regierung beabsichtigt, eine Preissenkung dadurch zu erzwingen, daß sie im Falle eines Widerstandes dem Handel größere Einfuhrkontingente von Auslandswaren zuteilen will. Damit glaubt die Regierung den Widerstand der Kartelle brechen zu können. Beabsichtigt ist eine Senkung der Preise im Rahmen von etwa 25 Prozent. Wie weit die augenblicklich schwebenden Verhandlungen mit den Kartellen zu einem Ergebnis führen werden, bleibt freilich abzuwarten.

China rüstet zum Gegenangriff

Schanghai. Wie die chinesische Presse berichtet, ist es den chinesischen Befehlshabern gelungen, 400 000 Mann chinesischer Truppen zur Abwehr der japanischen Angriffe zusammenzuziehen. Es werden in aller Eile Vorbereitungen getroffen, um dieses Heer gegen die Japaner einzusetzen. Nach einem Bericht aus Mukden meldet die mandschurische Agentur, daß eine neue Truppenabteilung der Japaner Taonan passiert hat, die zum Kampf gegen die Freischärler bestimmt sind.

Felsblock stürzt auf 3 Häuser

Paris. An der „Lanterne von Rochecorbon", einem allen Ausflüglern bekannten Felsen zwischen Vouvray und Tour, löste sich am Montag plötzlich ein großer Felsblock und stürzte auf drei im Tal liegende Häuser, die vollkommen zerstört wurden. Eines der drei Häuser ging in Flammen auf. Aus den Trümmern zog man die Leichen von zwei Frauen. Sechs schwerverletzte Personen mußten in das Krankenhaus überführt werden, wo eine von ihnen kurz nach der Einlieferung starb.

Bergingenieure hatten schon vor längerer Zeit auf die Gefahr eines derartigen Felssturzes hingewiesen und die Bewohner der drei Häuser aufgefordert, ihre Wohnungen zu verlassen. Sie hatten sich jedoch dem widersetzt.

Reichskanzler von Schleicher verlangt Wehrpflicht für Deutschland

Berlin. Der Reichskriegerbund „Kyffhäuser" hielt aus Anlaß der 62. Wiederkehr des Reichsgründungstages im Berliner Sportpalast eine Weihestunde ab, an der auch Reichspräsident Generalfeldmarschall von Hindenburg als Ehrenpräsident teilnahm. Der Exkronprinz und Exprinz Eitel Friedrich sowie Generalfeldmarschall von Mackensen waren Gegenstand großer Kundgebungen.

Der Präsident des „Kyffhäuser"-Bundes, General von Horn, hielt eine Rede, in der er die Notwendigkeit unterstrich, das Versailler Diktat durch ein national geschlossenes Deutschland zu überwinden. Reichskanzler von Schleicher erklärte in seiner Rede, daß er die Erreichung der allgemeinen Wehrpflicht als das wichtigste Ziel der gegenwärtigen Politik Deutschlands ansehe.

Der Siedlungsplan des Generals Kundt in Südamerika

Der frühere preußische Generalstabsoffizier und spätere Reorganisator der bolivianischen Armee hat ein großes Projekt zur Ansiedlung von Millionen deutscher Arbeitsloser im Quellgebiet des Amazonas ausgearbeitet und hält sich bereits in Südamerika auf, um die Vorbereitungen für die Ausführung dieses Riesenwerks einzuleiten. Es ist interessant, die Stellungnahme der amerikanischen Presse, vor allem auch der deutsch-amerikanischen Presse, zu diesem Siedlungsplan zu hören. Das in New York erscheinende deutsche „Sonntagsblatt Staatszeitung und Herold" schreibt dazu u. a. wie folgt:

„Das in den Tropen gelegene Quellgebiet des Amazonas und seine Zuflüsse ist etwa so groß wie West- und Mitteleuropa und ist zurzeit von nur etwa 6 Millionen Indianern bewohnt. Die geringe Besiedlung ist darauf zurückzuführen, daß es sich großenteils um Urwaldgebiet handelt. Kundt beschränkt sein Projekt, damit es nicht die Form verliere, zunächst auf einen Bruchteil des zur Verfügung stehenden Siedlungsraumes und der zur Verfügung stehenden Arbeitslosenmassen. Er will mit der Ansiedlung von 250 000 Familien, also etwa 2 Millionen Menschen beginnen, obwohl der zur Verfügung stehende Raum 2 Millionen Quadratkilometer groß ist und etwa 250 Millionen Menschen Arbeit geben würde.

Wie sieht es aber in Wirklichkeit aus? Seit 10 Jahren wird geplant, das Amazonasgebiet zu besiedeln. Aber bisher sind alle europäischen Ansiedlungsversuche im Amazonasgebiet, das fast unmittelbar am Äquator liegt, gescheitert, weil man die Menschen nicht der Ungunst des Klimas aussetzen wollte. Wenn auch die Wohnungen in einer Durchschnittstemperatur von 22—24 Grad liegen (eine Temperatur von 50 bis 60 Grad ist da keine Ausnahme), so liegen die Arbeitsgebiete in der Ebene, also in der heißen Region, in der ein Weißer wohl existieren, aber nicht auf die Dauer körperlich arbeiten kann, und es wäre unverantwortlich, eine größere Anzahl Menschen zum Aufbau einer neuen Existenz dorthin zu überführen.

Auch die Vernichtung der Insekten könnte nur auf abgegrenzte, an der Größe des Gebiets gemessen, verschwindend kleinen Teilen vorgenommen werden von Leuten, deren Lebensaufgabe es sein würde, sich damit zu beschäftigen. Ob mit der Bereitwilligkeit bei den in Betracht kommenden südamerikanischen Staaten, eine Masseneinwanderung aufzunehmen, zu rechnen ist, ist noch eine ungeklärte Frage. Auch die Finanzierung wird unter den heutigen Verhältnissen, in denen es nicht einmal möglich ist, das verglichen mit diesen Forderungen wenige Geld für eine Arbeitsbeschaffung im Lande aufzubringen, und ganz besonders unter den dargelegten fragwürdigen Umständen, schwer möglich sein. Die Anlage von Kapitalien bedeutet ein zu großes Risiko, als daß sich Unternehmen zur Aufbringung auch nur von einem Teil der benötigten Milliarden bereit finden könnten. Auch bei den in Frage kommenden deutschen Reichsstellen bestehen gegen die Durchführbarkeit dieses Planes die größten Bedenken, und eine moralische Unterstützung und Förderung wird abgelehnt.

Genossenschaftswesen

Das Mitglied hat das Wort

Wir stehen in der Zeit der ordentlichen Generalversammlungen, die, wenn einigermaßen angängig, möglichst frühzeitig stattfinden sollen. Das verlangt nicht nur die Notwendigkeit des geschäftlichen Überblicks und die gesunde Weiterentwicklung der genossenschaftlichen Sache selber, sondern das wünschen vor allem auch jene Mitglieder, die aus lebendigem Interesse für ihre Genossenschaft und deren Gedeihen sobald als möglich wissen wollen, was im abgelaufenen Jahr erreicht wurde und wo man in der genossenschaftlichen Arbeit der Dorfgemeinde eigentlich steht.

Soll aber die ordentliche Generalversammlung den ihr im Rahmen des genossenschaftlichen Systems zugedachten Zweck erfüllen, so darf man sich gerade heute in dieser ernsten Zeit draußen auf dem Lande nicht damit begnügen, daß nur die Verwaltung der Genossenschaft in mehr oder minder trockener Weise den Mitgliedern Rechenschaft ablegt über ihre Tätigkeit; es ist vielmehr der allergrößte Wert darauf zu legen, daß die ordentliche Generalversammlung für die Mitglieder zum Höhepunkt des genossenschaftlichen Lebens in der Gemeinde wird, und zwar nicht zuletzt dadurch, daß auch sie dabei selber zum Zug kommen, zur sachlichen Mitarbeit und Mithilfe herangezogen werden und so die ehrliche Überzeugung gewinnen, daß alles nur zu ihrem Wohl und Nutzen, aber nicht ohne ihr eigenes Zutun und Mitverantwortung geschieht.

In der Generalversammlung hat jeder Genosse das gleiche Recht und eine Stimme, ohne Rücksicht auf die Höhe seiner Kapitalbeteiligung oder der sonstigen geschäftlichen Verbundenheit mit seiner Genossenschaft. Die Genossenschaften, insbesondere die Spar- und Darlehnskassen, sind, wie kaum eine andere Einrichtung, mit der Wirtschaft des Dorfes verbunden. Wenn sie daher zum Generalappell blasen, dann sollten sich alle, bis auf das letzte Mitglied, einfinden.

Wenn eine Generalversammlung ein lebendiges Bild von den Geschäften und dem Zielstreben einer Genossenschaft bieten soll, dann muß sie genügend und richtig vorbereitet werden. Die Verwaltungsorgane und Geschäftsführung müssen einige Wochen vor der Generalversammlung gemeinsam überlegen, wie bringen wir die Abwicklung der Tagesordnung in interessante Form und wie stellen wir unsere Genossenschaftsarbeit in der Generalversammlung anschaulich in den Mittelpunkt unseres dörflichen und ländlichen Lebens. Der wichtigste Punkt, der entweder entsprechend und belehrend oder einschläfernd auf die Mitglieder wirkt, wird der Erstattung des Geschäftsberichts über das abgelaufene Jahr bzw. Vorlage der Jahresrechnung sein. Gewöhnlich dürfte der Buchführer die Bilanz vortragen. Wenn er dabei nur Zahlen verliest, wird er nicht verlangen können, daß die Mitglieder die Bedeutung seines Vortrages erkennen. Es gibt kaum einen Punkt in der Tagesordnung, der sich so anregend ausbauen läßt, wie gerade der Geschäftsbericht und die Vorlage der Bilanz. Was läßt sich nicht alles über die Entwicklung des Spargeschäfts im abgelaufenen Jahre in Verbindung mit Vergleichen früherer Jahre und der Wirtschaftslage im Dorfe sagen. Steigt bei einer zweckmäßigen Behandlung der Notwendigkeit und Durchführung des Spargedankens, eingestellt in das dörfliche Leben, nicht unwillkürlich vor jedem Zuhörer die Frage auf: „Wo stehe ich?" Wie lassen sich hierbei der Jugend zweckmäßige Anregungen geben. — Und dann das Kreditgeschäft. Hier entwickelte sich doch wirklich ein Spiegelbild der dörflichen Wirtschaft, das von guten Ratschlägen oder ernsten Mahnungen für vorhandene und werdende Kreditnehmer begleitet sein wird. Ein solcher Geschäftsbericht wird lauter und wirkungsvoller wie alle sonstigen Mahnrufe den Versammlungsbesuchern beweisen, wie notwendig es ist, das Geld des Dorfes im Dorfe zu lassen und das Geld auf dem bankmäßig kürzesten Wege vom geldbesitzenden zum geldleihenden Mitbürger zu führen.

In dieser lebendigen Form sollte man auch andere Punkte der Tagesordnung abwickeln und jedes Monotone aus dem Verlauf der Versammlung entfernen. Notwendig ist, daß man sich etwas Mühe macht und sich auch innerlich auf die Generalversammlung einstellt. Man klagt darüber, daß die Mitglieder Versammlungen schlecht besuchen. Das ist vielfach leider richtig, wenigstens solange alles gut geht. Aber es dürfte ebenso richtig sein, daß in den meisten Fällen ein besserer Besuch der Generalversammlungen zu erreichen wäre, wenn die Mitglieder wüßten, sie würden nicht nur eine Zahlenmenge, von der die erste vergessen ist, wenn die letzte ausgesprochen wurde, hören, sondern es würde ein interessanter geschäftlicher Überblick über das dörfliche Wirtschaftsleben dargeboten. Es ist auch möglich, einen Vortrag über allgemein interessierende Probleme einzubauen. Die genossenschaftlichen Zentralstellen entsenden jährlich in viele Versammlungen ihre Vertreter als Redner. Aber nicht nur diese sollen in Anspruch genommen werden; es gibt auch viele Kräfte im Dorfe, die zu Vorträgen gewonnen werden können.

In der Generalversammlung soll aber nicht nur Rechenschaft über das abgelaufene Jahr gegeben werden, sondern man kann dieselbe auch zu Werbezwecken benutzen. Persönlichkeiten, die man gern als Mitglied der Genossenschaft sehen würde, können als Gäste eingeladen werden, um sie mit dem geschäftlichen Stande und den ideellen Zielen der Genossenschaft bekanntzumachen. Man kann auch für die Heranbildung des Nachwuchses im Mitgliederstande die Versammlung ausnutzen. Zweckmäßig setzt man die Gäste an einen besonderen Tisch, damit bei Abstimmungen kein Durcheinander entsteht. Als Werbemittel wirkt bekanntlich nichts so sehr als das gesprochene Wort, und hierfür bietet eine gut vorbereitete und in ihrem Verlauf durch Berichterstatter und Vorsitzenden interessant gestaltete Versammlung die beste Möglichkeit.

So gesehen, wird die Generalversammlung einer Genossenschaft zu einem dörflichen Ereignis werden. Sie unterrichtet die Mitglieder weiter über geschäftliche und wirtschaftliche Zusammenhänge. Jeder Genosse soll empfinden, was es heißt, zu der Generalversammlung seines eigenen Unternehmens zu gehen, in dem er Träger und Kunde zugleich ist, in welchem der schöne alte Grundsatz „Alle für einen und einer für alle!" noch lebt.

Die Generalversammlung soll über das Dorf hinaus auch den Blick auf das Ganze richten. Man schildert, wie sich das Genossenschaftswesen im Verbande entwickelt hat. Material bieten nicht nur die gedruckten Geschäftsberichte des Verbandes, die alljährlich zu jeder Genossenschaft kommen, sondern auch das achttägig erscheinende und mit allen Gegenwarts- und Zukunftsfragen sich beschäftigende Volksblatt.

Die Möglichkeit, eine Generalversammlung für die Mitglieder zu einer wertvollen Einrichtung zu machen, ist, wie wir gesehen haben, außerordentlich vielseitig. Nur wenige Anregungen sind hier gegeben. Viele werden sich noch einstellen, wenn man in den Verwaltungsorganen nach Durchlesen dieses Artikels sich ernstlich mit der zweckmäßigen Ausgestaltung von Versammlungen befaßt. Man scheue die Mühen nicht, die Zeit und Arbeit werden sich reichlich lohnen. Gut verlaufene Generalversammlungen werden zu einer Quelle vermehrter geschäftlicher Zusammenarbeit und innigeren Zusammenhaltens der Genossen mit ihrer Genossenschaft.

Aus Stadt und Land

Einladung

zu der am Donnerstag, dem 2. Februar 1933, 9 Uhr vormittags in der evang. Schule zu Lemberg stattfindenden Lehrerzweigvereinssitzung.

Tagesordnung:

1. Lehrprobe. (Erdkunde 4. Klasse).
2. Referat. (Erdkunde-Thema).
3. Referat. (Chopin).
4. Allfälliges.

Der Hauptrezensent zur Lehrprobe wird durchs Los bestimmt, als Vorbereitung für alle gelten die Erdkundebeiträge der Nr. 2 des laufenden Jahrganges der Schulzeitung.

Josef Lanz,
als Obmann.

Lemberg. (Konfirmandenunterricht). Die Einschreibungen in den diesjährigen Konfirmandenunterricht werden in der Pfarrkanzlei, ul. Kampiana 4, täglich in der Zeit zwischen 10 und 1 Uhr mittags vorgenommen. Am Sonntag, dem 5. Februar, findet um 10¼ Uhr vorm. in der evangelischen Kirche — Zielona — ein feierlicher Eröffnungsgottesdienst und am Mittwoch, dem 8. Februar, um 3 Uhr nachm. in der evangelischen Schule die erste Konfirmandenunterrichtsstunde statt.

Lemberg (Tanzunterhaltung). Der D. G.-V. „Frohsinn" veranstaltet seine übliche Tanzunterhaltung in diesem Jahre am 1. und 4. Februar im neuen Turnsaale der evangelischen Schule. Am 1. Februar ist die Tanzunterhaltung für Erwachsene, am 4. Februar ist der „Kinderball". — Die Einladungen sind bereits verschickt worden; sollte jemand aus Versehen keine erhalten haben, bitten wir, sich dieselbe im Vereinslokal Zielona 11 abzuholen.

Lemberg. (Herrenturnen.) Der Sportklub „Vis" bringt allgemein zur Kenntnis, daß einmal wöchentlich (gegenwärtig jeden Mittwoch von 8—9.30 Uhr abends) im Saale der evangelischen Schule Herrenturnen stattfindet. Anmeldungen nimmt der Turnwart entgegen.

Lemberg. (Aufführung der Liebhaberbühne). Wenn der Fabrikant Seibold am Schluß des Schwanks „Der keusche Lebemann" ausruft: „Dann hätten wir uns den ganzen Schwindel ja ersparen können", ist man als Zuschauer versucht, ihm zuzurufen: „Gewiß, aber es wäre doch schade gewesen, denn dann wären wir um das viele und heute wirklich so wohltuende Lachen gekommen." Und gelacht haben wir am letzten Sonntag, daß uns eins ums andere Mal die Tränen in die Augen traten, gelacht über die Menge verblüffender Einfälle, mit denen die Autoren aufgewartet, und gelacht über die Art, wie unsere Darsteller alles gebracht haben. Es war ein großer Erfolg, der um so höher zu werten ist, als den Darstellern infolge der gleichzeitig laufenden Vorbereitungen zum Silvesterabend nur wenig Zeit zum Einstudieren dieses Stückes übrig geblieben war.

In den Erfolg teilten sich alle Darsteller mehr oder weniger gleichmäßig. Allerdings sind die männlichen Rollen des Stückes von der Lustspielfirma gütiger bedacht worden, als die weib-

lichen und deshalb konnten auch ihre Darsteller entsprechend mehr Beifall für sich buchen. Da ist zunächst Bruno Lorenz, der zum Schwiegersohn ausersehene Buchhalter und Kompagnon des Fabrikanten Seibold, mit Namen Max Stieglitz. Hervorragend in Spiel, Gebärde und Maske, der „keusche Lebemann", wie man ihn sich besser kaum vorstellen kann. Ihm zur Seite unser unermüdlicher Willi Apel als Fabrikant Seipold, „der spiritus rector" des keuschen Lebemannes, nie um eine witzige Ausrede verlegen, jeden Reinfall mit elegantem Gleichmut hinnehmend und nach einem neuen Schwindel ausspähend. Was Wunder also, daß diese beiden „würdigen" Kompagnons alle Weile bei offener Bühne schallenden Beifall ernteten. Hans Peter sahen wir wieder einmal in einer Charakterrolle, und er entledigte sich ihrer mit derselben Sicherheit, mit der er sonst seine Liebhaberrollen meistert. Sein „Tennis- und Rumbafatzke" Heinz Fellner mußte gefallen. Den eifersüchtigen Bräutigam Walter Riemann gab Ernst Görz mit viel Schneid. Die kurze Rolle des verräterischen Droschkenkutschers mimte Franz Breitenbach in gewohnt sicherer Weise. — Und nun die Damen. Ihre Rollen sind von den Autoren etwas stiefmütterlich behandelt worden, doch die Anmut der Darstellung hat diesen Mangel wettgemacht. Könnte eine geborene Berlinerin die moderne, sport- und tanzbegeisterte Gerty besser spielen, als es Traute Larsen getan hat? Und wie sie sich allmählich zum bescheidenen, liebenden Haustöchterchen wandelt, das war einfach hübsch gemacht. Und Ada Muras! Sie hatte zunächst die Rolle einer von Gertys Freundinnen übernommen, da erkrankt zwei Tage vor der Aufführung Frau Arnstätt, Ada springt ein und spielt die Regine, als hätte sie die Rolle einige Wochen lang studiert. Bravo! Daß die „bekannte" Filmdiva Ria Rai — (in Wirklichkeit heißt sie Maria Reims, doch beim Film ziehen solche Namen nicht, wenn man nicht eine Marlene Dietrich oder wenigstens eine Dolly Haas ist) — daß also besagte Ria Rai bei Fr. Herta Korff gut aufgehoben war, wird wohl niemand bestreiten. Wir sind es auch nicht anders gewohnt. Gertys „liebe" Freundinnen Hilde und Wally wurden von Nelly Haas (zwei Tage vor der Aufführung eingesprungen) und Mizzi Ruder recht herzig dargestellt. Und endlich, — es ist halt das oft unverdiente Schicksal der Dienstmädchenrollen, daß sie im Personenverzeichnis, somit auch in der Besprechung meistens ganz zuletzt kommen — endlich also Mizzi Geßler als Anna. Es ist doch selbstverständlich, daß sie die neuesten Filmschlager singt, wenn sie zu jedem neuen Film am liebsten gleichzeitig mit ihrer Herrschaft gehen möchte. Doch Undank ist der Welt Lohn, und statt einer Freikarte droht einer noch das Hinauswerfen. — Für die Spielleitung zeichnete zum erstenmal Willy Apel und daß er es gut gemacht hat, sahen alle, die der Aufführung beiwohnten. Die geschmackvolle Ausstattung der Bühne war auch diesmal das Werk unseres Universalgenies Willy Opern. Gertold.

Lewandówka. (Kinderball). Der Ev. Frauenverein Bogdanówka, Lewandówka und Umgebung veranstaltet am Sonntag, dem 5. Februar l. J., um 3 Uhr nachmittags im Bühnensaale des Deutschen Hauses in Lewandówka einen Kinderball, wozu alle Eltern u. Kindern, Freunde und Gönner herzlichst eingeladen werden. Freiwillige Spenden fürs Büfett werden dankend angenommen.

Eintrittspreis für Kinder sowie Begleitpersonen 50 Groschen. Der Frauenverein.

Sapiezanka. (Veranstaltungen). Am heiligen Abend fand eine Schülervorstellung statt, die recht stark besucht war und einen guten Eindruck hinterlassen haben dürfte. Gegeben wurden zwei Theaterstückchen und zwar „Weihnachten in der Pecherhütte" und „Wie der kleine Heinz die Heinzelmännchen belauscht." Das erste Stückchen war mehr dem Ernste der Zeit angepaßt, während das zweite die recht gute, alte Zeit auf die Bühne brachte, da die Heinzelmännchen noch schafften und für die Weihnachtsbescherung sorgten. Sie hätten dieses Jahr Gelegenheit gehabt, manchen Eltern den Kopf leichter zu machen. Weihnachtslieder und Gedichte der Kleinen brachten Abwechslung.

Spät, aber doch, wollen wir noch über unsere „Goethefeier" am 26. Juni 1932 berichten. Im festlich, von den Schulkindern mit Grün und Blumenkränzen geschmückten Schulsaale, versammelte sich am Nachmittage fast die ganze Gemeinde. Goethe hatte um sein Bild einen Kornblumenkranz, in dem eine hübsche Rose hervorleuchtete, Treue und Liebe zu unserem großen Dichter und unserem deutschen Volke kennzeichnend. Ein Schülerduett in doppelter Besetzung spielte einige Lieder, dann sprach der Ortslehrer über Goethes Leben und Wirken und betonte, daß Goethe der Stolz unserer Nation sei. Wie paßt doch so manches seiner Worte so gut für die jetzige schwere Zeit. Eines sei hier angeführt: „Harte Brocken gibt es zu kauen; wir müssen erwürgen oder sie verdauen." Gebe Gott, daß wir die wirklich harten Brocken noch verdauen können und nicht daran zu erwürgen brauchen. — Schüler sagten dann noch einige Gedichte von Goethe auf und sangen, zum Teil mit der ganzen Versammlung, einige seiner herrlichen Lieder.

Unser Evang. Jugendbund „Wartburg" kann dieses Jahr auf sein zehnjähriges Bestehen zurückblicken. Da aber in letzter Zeit die Arbeit im Vereine ruhte, (es waren bloß 6 Mitglieder), wurde am 8. Jänner l. J. ein „Werbeabend" veranstaltet. Die Jugend verbrachte den Abend recht gemütlich bei Gesang und Spiel. Hoffentlich lassen sich recht viele Mädchen und Burschen wieder in den Verein aufnehmen, daß man wieder frisch an die Arbeit gehen kann. — Zu Fasching soll eine Theatervorstellung mit anschließendem Tanzkränzchen gegeben werden.

Stryj. (Trauung). Am Sonntag, dem 8. Jänner d. J., nachmittags 5 Uhr fand in der Dornfelder evangelischen Kirche die Trauung von Herrn Lokomotivführer Rudolf Decker aus Stryj mit Fräulein Katharina Schweitzer aus Dornfeld statt. Die Trauung vollzog Herr Pfarrer Dr. Fritz Seefeldt. Heil den Neuvermählten! O. D.

Schumlau. (Christfeier und Aufführung.) Wieder kam zu uns die liebe Weihnachtszeit, die Zeit der Offenbarung der Liebe Gottes zur Menschenwelt, mit ihren Freuden und Lichterglanz. Während der Adventszeit hat die Schule zur würdigen Ausgestaltung der Festtage ihre Vorbereitungen getroffen und nun konnte der Adventskönig seinen Einzug halten. Wie alljährlich, hat auch in diesem Jahre am Heiligen Abend ein Gottesdienst stattgefunden. Um 6 Uhr abends versammelte sich die ganze Gemeinde in der hellerleuchteten Kirche. Ein prächtiger Tannenbaum war bereits als Weihnachtszeichen neben dem Altar aufgestellt worden. Nach dem Singen des Liedes: „Dies ist die Nacht, da mir erschienen..." leitete der Ortslehrer mit einer kleinen Ansprache den Abend ein. Hierauf haben die Schulkinder fast zwei volle Stunden Weihnachtsgespräche, Weihnachtsgedichte und Weihnachtslieder vorgetragen. Da bei mehreren Liedern auch die Gemeinde mehrstimmig mitsang und außerdem zum Orgelspiel noch zwei unserer Musiker mit ihren Streichinstrumenten herangezogen wurden, gestaltete sich der Christabend recht feierlich. Nach dem Liede: „Jauchzet, ihr Himmel, frohlocket, ihr Engel, in Chören!..." wurde der Gottesdienst geschlossen und alle gingen befriedigt nach Hause. Am folgenden Morgen, gelegentlich der Leseandacht, erklangen wieder zwei schöne Weihnachtslieder vom Kirchenchor: „Ehre, Ehre, Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen..." und „Fröhliche Weihnacht". Am zweiten Weihnachtstag hielt unser Seelsorger, Herr Senior Ploszek, aus der 2½ Meilen entlegenen Muttergemeinde Hartfeld eine feierliche Festpredigt über wahre Bedeutung des Weihnachtsfestes, nach 1. Joh. 3, 1—3.

Außerdem wurde von unserer Schuljugend eine heitere Weihnachtsfeier mit ihren künstlerischen Darbietungen geboten, die über zwei Stunden in Anspruch nahm. Zur Aufführung gelangten drei Stücke: 1. „Das Christkind und der Weihnachtsmann", 2. „Märchenspiel für Kinder", von Johannes Trantow, in drei Aufzügen, 3. „Siegfried Schwert". Zur Verschönerung wurden diese mit passenden Weihnachts- und Volksliedern umrahmt. Allgemeinen Beifall fanden die Spiele der Kleinen, in ihrer Natürlichkeit und Unbefangenheit. Der bescheidene Reingewinn wurde für Schulzwecke bestimmt. Möge uns der Allmächtige solch wahre Weihnachtsfreude für alle Zeiten erhalten.

Luck. (25 Jahre evangelische Kirche) Am 6. September 1932 waren es 25 Jahre, daß die deutsche evangelische Kirche in Luck unter großer Beteiligung der Glaubensgenossen und Andersgläubigen von dem damaligen Generalsuperintendenten des St. Petersburger Konsistorialbezirks, Pingoud, ihrer Bestimmung übergeben wurde. Die Kosten des Baues, die damals 43 000 Rubel (ca. 230 000 zł) betrugen, wurden von der Gemeinde auf freiwilligem Wege durch Selbstbesteuerung, durch Opfer und Sachleistungen aufgebracht. Als erster Seelsorger wirkte Pastor W. Schlupp. Im Jahre 1911 übernahm die Administration der Gemeinde Luck weil. Pastor Sigismund August Loppe aus Neudorf-Neubron bei Brześć. Das Jahr 1914, der Ausbruch des Weltkrieges, wirkte sich verheerend unter dem Deutschtum in Wolhynien aus. Solange das russische Heer siegreich in Galizien vordrang, ließ man auch die deutschen Kolonisten im angrenzenden Wolhynien in Ruh. Als aber dann die russische Armee geschlagen wurde und sich zurückziehen mußte, erging am 1. Juli 1915 von den Russen der schreckliche Befehl, der alle Deutschen in Wolhynien der Heimat beraubte und sie nach Sibirien verbannte. In der evang. Kirche in Luck quartierten sich russische Soldaten ein; einige Geschosse zerstörten auch teilweise die Kirche. Nach dem Zusammenbruch des russischen Zarentums kehrten im Herbst 1918 die ersten Rückwanderer aus Sibirien heim. Der Krieg war aber in diesem Gebiete noch nicht zu Ende; hier tobte noch der Kampf zwischen Russen, Polen, Ukrainern und Bolschewiken. Sechzehnmal wechselte die Herrschaft in Luck. Erst nach dem russisch-polnischen Friedensschluß im März 1921 in Riga, trat Ruhe und Ordnung ein. Der als Geisel verschleppte Seelsorger Loppe kehrte auch wieder zurück und nahm sich der aus Sibirien krank zurückgekehrten Gemeindemitglieder an. Er pflegte mit seiner Gattin selbst die Kranken, steckte sich dabei an und starb am Karfreitag 1919, nachdem ihm vorher bereits seine treue Lebensgefährtin gestorben war. Zwei Jahre war die Pfarrstelle unbesetzt. Sie wurde abwechselnd von den Pastoren Loppe aus Suwalki, Th. Bergmann aus Chełm und Kersten aus Rożyszcze verwaltet. Seit dem 10. September 1921 wird die Pfarre Luck von dem jetzigen Seelsorger, Pastor A. Kleindienst betraut. Es türmten sich vor den Augen dieses Seelsorgers die Arbeiten zu großen, scheinbar unüberwindlichen Bergen an. Der weisen Leitung gelang es alles zur allgemeinen Zufriedenheit zu lösen. Viele Kolonien waren eingegangen, viele zerstört. Von 20 Bethäusern des Kirchspieles sind nur 2 erhalten geblieben. Neue Wohn- und Bethäuser wurden errichtet. Im Jahre 1927 wurde neben der Kirche in Luck ein Pfarrhaus und ein einstöckiges Schulhaus erbaut und die Kirche selbst wieder hergerichtet.

Börsenbericht

1. Dollarnotierungen:

privat v. 12. 1. bis 18. 1. 1933. 8.92—8.93.

2. Getreidepreise pro 100 kg am 17. I. 1933.

	Loco Verladestat.	Loco Lwów:
Weizen vom Gut	27.75—28.25	29.75—30.25
Weizen einh. ...	26.00—26.50	26.25—26.75
Roggen einh. ..	13.75—14.00	15.25—15.50
Mahlgerste	11.25—11.50	12.50—12.75
Hafer v. Gut...	11.25—11.75	13.00—13.50
Weizenkleie	—	8.00— 8.50
Roggenkleie	—	5.75— 6.00

3. Molkereiprodukte und Fier im Großverkauf:

Butter Block	Butter Kl.-Pg.	Sahne 24%	Milch	Eier Schock
2.40	2.60	0.18	0.80	6.80

Mitgeteilt vom Verband deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Polen, Lwów, Chorążczyzna 12.

im WALD und auf der HEIDEN

Der chinesische Zauberer

Von **Rudolf von Delius**

Zur Zeit, als in China der Kaiser mit dem Namen „Glanz der Frühe" herrschte, da gab es in der Provinz „Südliches Blütenland" zwei berühmte Zauberer, beide kahlschädlig, mit weißen Zottelbärten, sie hießen Fu und Li.

Wer war der Größere? Wer zwang bannender die Hirne der Menschen, zu sehen, was er wollte? In wessen Geist lebte die wahre, ewige Drachenkraft?

Um die Entscheidung herbeizuführen, war ein Wettkampf angesagt in der Weinbude am Osttor, wo draußen immer die Schellen der Kamelkarawanen klingelten, wo drinnen unter dem niedrigen Purpurgebälk der dicke Wirt gelben Wein schenkte, wo die Luft schwer war, von den Sagen der Märchenerzähler.

Der Abend kam, eng gedrängt hockten die Zuschauer, rauchten und blinzelten in die ziehenden Schwaden. Fu saß schon da an dem runden Ecktisch vor der Wand aus Rohholz, und jetzt setzte sich ihm Li gegenüber.

Fu wiegte leise den Kopf hin und her. Unwillkürlich summten alle den Rhythmus mit. Dann sang er ein Lied von der aufspringenden Knospe. Da war es, als wehe sanfte Frühlingsluft, jedes Auge lächelte. Fu schwieg.

Da nahm Li einen Seidenfaden, spannte ihn zwischen den Fingern straff und er zirpte die Melodie der Mücke im Herbst. Da kam ein heiterer Sonnenglanz über alle Stirnen. Li zerriß den Faden.

Fu runzelte die Brauen. Er zog ein Stück Wolltuch aus der Tasche. Er machte einen Knoten an dem schmaleren Ende. Er warf das Knäuel in die Luft. Da flatterte ein kleiner blauer Vogel über den Tisch hin, stieß an den Brotkorb, taumelte und verschwand in Fu's Becher.

Schon hatte Li seinen Schuh ausgezogen, er klopfte mit ihm auf den Tisch, es war wie helles Klingen von Hufen. Der Schuh wurde zu einem Zwergpferd, violett das Fell, rötlich die Mähne. Das Pferdchen trabte dahin, daß die Holzplatten zitterten, es schlug aus, es stürzte, es zerging wie Rauch.

Fu erhob sich. Er entfaltete ein Stück Silberpapier, er schnitt es kreisrund mit einer Schere, er heftete es an die Wand. Und das Papier leuchtete auf wie der Mond. Ja, Mondschein füllte das ganze Zimmer. Fu spitzte einen Holspan ganz spitz zu und warf ihn in die Scheibe. Da wuchs der Span und wurde zu einem Mädchen. Es war die Mondfee. Sie drehte fein das Hälschen, sie bog die zarten Hüften, sie rang die weißen Hände und sang ein trauriges Lied.

Li's Stirnader schwoll, er stieg auf den Tisch und ging zu der Mondscheibe hin, er wurde plötzlich winzig klein, er betrat den Mond. Er streichelte die Mondfee. Man konnte scharf im Licht jedes Haar seines Bartes zählen. Dann kam er gelassen zurück, nahm Platz und trank einen Schluck.

Fu schnaubte vor Zorn. Er riß die Scheibe von Silberpapier herunter und steckte sie knisternd in die Tasche. Das konnte er nicht überbieten, er hatte verloren.

Das Menschliche im Tier

Von **Leo Felis**

Die Grenzen zwischen Mensch und Tier sind keineswegs mit jener Eindeutigkeit gezogen, von der viele Laien überzeugt sind.

Physiologisch betrachtet, gibt es nur einen einzigen *prinzipiellen* Unterschied zwischen Tier und Mensch: Die Sprachfähigkeit des Letzteren. Alle anderen Funktionen des Menschen sind, ebenso wie die Organe, durch die sie ausgeführt werden, bei allen Mitgliedern des Wirbeltierreiches — und nicht *nur* bei diesen — vollzählig vorhanden, wenn auch in verschiedensten Stadien der Entwicklung und in graduellen Abstufungen. Schon scheint aber die Wissenschaft im Begriffe, dem Menschen auch die letzte grundsätzliche Verschiedenheit dem Tiere gegenüber abzusprechen: ein englischer Gelehrter behauptet, daß die Anthropoiden (Gorilla, Schimpanse und Orang), sich einer artikulierten Sprache bedienen, die sich von der sonst im Tierreiche häufigen Verständigung durch bloße Laute ebenso unterscheidet, wie die menschliche Sprache. Soviel Wahrscheinlichkeit diese Behauptung auch für sich beanspruchen zu dürfen scheint, so sind diese Forschungsergebnisse doch noch nicht in solchem Umfang bestätigt, daß sie vorbehaltlos anerkannt werden könnten.

Wir bleiben vorläufig deshalb bei der Gültigkeit der Annahme, daß unsere Sprache es sei, die uns grundsätzlich vor den übrigen Lebewesen auszeichnet, und können dies um so eher tun, als sie es ja in der Tat ist, der wir in der Hauptsache jene Entwicklung verdanken, die uns in einer Weise vom Tier entfernt hat, daß es Jahrtausende der Forschung bedurfte, den Zusammenhang mit ihm überhaupt zu erkennen.

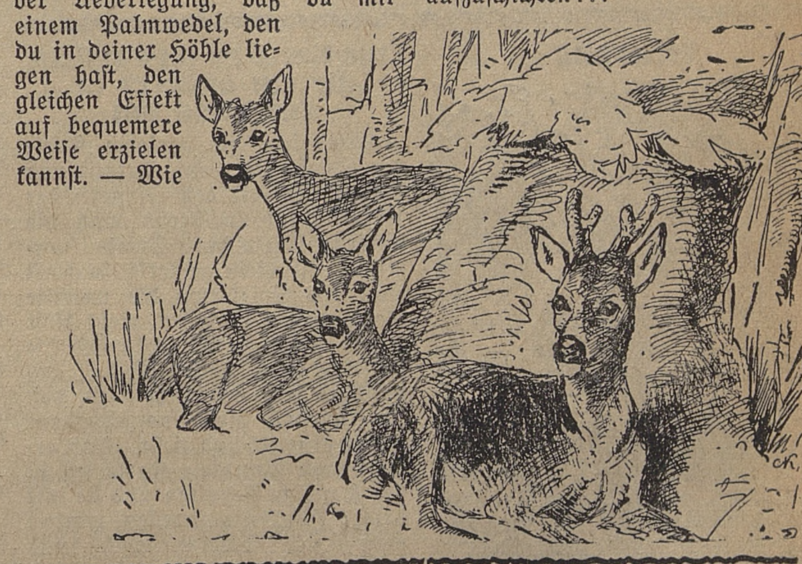
Wie so oft, hat auch auf dem Gebiet der vergleichenden Psychologie der Volksmund die Wahrheit der Wissenschaft vorweggenommen. Man sagt von einem klugen Hund: „Es fehlt ihm nur an der Sprache, um ein Mensch zu sein." Sehen wir von der Sprache ab, so können wir feststellen, daß sich bei dem Hund keine Empfindung äußert, die wir nicht auch an uns selbst kennen, und umgekehrt werden wir bei sorgfältiger Beobachtung keine Funktion unserer Psyche beim Hund vermissen.

Gegen diese Behauptung gibt es einen Einwand, der so hinfällig wie alt ist, nämlich die Berufung auf das, was man „moralisches Bewußtsein" nennt und was auch tatsächlich spezifisch menschlich ist. Genau besehen handelt es sich aber bei diesen Aeußerungen des menschlichen Seelenlebens nur um eine jener Modifikation ursprünglich vorhandener Triebe, von denen bereits im Vorausgegangenen die Rede war. Alle Aeußerungen des moralischen Bewußtseins sind nur auf spezifisch menschliche Gebiete übertragene Instinkte. Verfolgen wir etwa die Entwicklung der vermeintlich angeborenen Scheu vor dem Töten Artgleicher, so kommen wir bald zu dem Schluß, daß sie nur ein Ergebnis des sozialen Triebes und des Bedürfnisses nach Selbstschutz ist, der sich bei den Tieren in der Regel ebenso äußert, im übrigen aber auch beim Menschen, wie wir alle überzeugt sind, Ausnahmen hat.

Daß die Begriffe von Eigentum, Eltern- und Kinderliebe, Familienschutz und Friedfertigkeit Artgleichen gegenüber ebenso im Tierischen wurzelt, ist klar und bedarf hier keiner näheren Beweisführung. Und der reine Geist, das Denken? — wird man fragen. Ohne alle Unehrerbietigkeit vor dem Geisteswerk des Menschen sei es gesagt: auch damit sind wir nicht einzigartig. Um leicht möglichen Mißverständnissen auszuweichen, sei vorerst eine Definition über das Denken gegeben. Einfach ausgedrückt, versteht man unter Denken die Fähigkeit, zwei Bewußtseinsinhalte selbständig so miteinander zu verbinden, daß sie einen dritten ergeben. An einem Beispiel erläutert: die eine Erfahrung, daß du vom Regen naß wirst, die andere Erfahrung, daß du gegen die Nässe geschützt bist, wenn du dich unter das Blätterdach eines Baumes stellst (diese beiden in der Erinnerung festgehaltenen Erfahrungen, aber nicht nur solche, bilden Bewußtseinsinhalte), führen zu der Ueberlegung, daß du mit einem Palmwedel, den du in deiner Höhle liegen hast, den gleichen Effekt auf bequemere Weise erzielen kannst. — Wie einfach war es doch, den Regenschirm zu erfinden!

Dieses Beispiel, das im übrigen ganz willkürlich gewählt ist, und in *dieser* Form keinem natürlichen Vorbild entspricht, erläutert das, was man unter „Assoziationsfähigkeit" versteht, unter dem Vermögen, Bewußtseins- oder Vorstellungsinhalte selbständig zu verbinden, mit dem Effekt der Entstehung eines neuen Bewußtseins- oder Vorstellungsinhaltes. Diese Fähigkeit aber finden wir bei einzelnen Tiergattungen bereits in hoher Ausbildung. Um die Verständlichkeit nicht unnötig zu erschweren, wollen wir uns auch hier auf die ganz unbestreitbaren und zweifelsfreien Beispiele beschränken, d. h., wir wollen uns nur in den Regionen der höchsten tierischen Entwicklung bewegen. Damit ist nicht gesagt, daß sich in den niedrigeren Ordnungen, Klassen und Familien des Tierreiches nicht analoge Erscheinungen finden lassen; sie sind im Gegenteil weit zahlreicher, nur weniger bestimmt und minder isoliert von den Phänomenen des Instinktes und der vererbten Erfahrung.

Das oben angeführte willkürliche Beispiel von dem primitiven Regenschirm bezieht sich auf den ersten Gebrauch von Instrumenten, d. h. von toten Gegenständen als Hilfsmittel zur Erreichung eines *vorgedachten* Zweckes. Z. B. bedienen sich Affen selbst abgebrochener Baumäste, um Löcher in das Erdreich zu graben, aufgelesener Steine und gepflückter Kokosnüsse, die sie als Wurfgeschosse benützen; Raubvögel lassen die erbeutete Schildkröte aus schwindelnder Höhe auf einen Felsen hinabstürzen, damit ihr Panzer zersplittere, der australische Laubenvogel sammelt spitze Steine, Glasscherben und dgl., um sie als Schutzwall vor seinem Bodennest aufzuschichten...



FÜR DIE JUGEND

Das arabische Kleinod

„Kohchlani“, „die Vollkommenen“, nennt der Araber seine Pferde, die unmittelbar von den Stuten des Propheten abstammen sollen und überwacht mit großer Sorgfalt die Reinhaltung ihrer Rasse.

Zur Familie gehörend, widmet er dem Pferde ungleich mehr Sorgfalt als den Angehörigen.

Wenn ein Krieger einen gefährlichen Zug vollführen will, wünscht die Familie nicht dem Manne, sondern dem Pferde das beste Glück und wenn dieses nach einer Schlacht allein zum Zelte zurückkehrt, ist der Schmerz über den im Gefecht gebliebenen Reiter bei weitem nicht so groß als die Freude über die Rettung des Rosses.

Der Sohn oder ein naher Verwandter des Gefallenen besteigt das edle Tier mit der Verpflichtung, den Tod des Reiters zu rächen.

Ueber Tiere, die in der Schlacht getötet werden, herrscht Wehklagen und Trauer monatelang.

Diese edlen Renner sind auch mit keinen anderen Pferden zu vergleichen. Einerseits wird ihren Kräften sehr viel zugemutet, andererseits wird das Tier mit Liebe ohne gleichen behandelt. Kein böses Wort, kein Schlag trifft es.

Auf das innigste mit seinem Herrn verbrüdert, bedarf es keiner Peitsche, kaum eines Sporenstoßes, ein Wort des Reiters genügt, um es anzutreiben, der Araber teilt Freud und Leid mit seinem Rosse, ja sogar das Lager.



Ebenso groß aber auch wie die liebenswürdigen Eigenschaften des arabischen Pferdes sind seine Genügsamkeit und Anspruchslosigkeit. Es erträgt bei schmalster Kost die größten Anstrengungen und ist der Stolz und das Kleinod des Kriegers.

In seinen Loberhebungen, die der Araber einem hochedlen Pferde spendet, sagt er: „Sage mir nicht, daß dieses Tier mein Pferd ist, sage, daß es mein Sohn ist. In dieser Welt gibt es kein zweites, das ihm gleiche. Es versteht alles wie ein Sohn Adams, nur daß ihm die Sprache fehlt!“

C. W. K.



Vexierbild



Wo sind die Apfeldiebe?

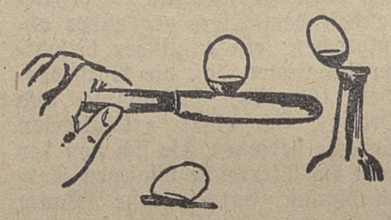
Eine Karte zu verwandeln, die ein anderer in der Hand hat

Man zieht die vorletzte Karte des Spiels ein wenig hervor und verdeckt sie mit den Fingern der linken Hand, während man die unterste Karte des Spiels vorzeigt. Ist diese gemerkt, so senkt man das Spiel, um die unterste Karte ziehen zu lassen, zieht diese jedoch etwas zurück, während die vorletzte vorgeschoben bleibt, wodurch es sehr natürlich wird, daß der andere diese vorgeschobene Karte ergreift und zieht. Nun ersucht man ihn, diese Karte fest in der Hand zu behalten und sie mit beiden Händen zuzudecken, worauf man einige Scherze macht und schließlich den anderen fragt, ob er überzeugt sei, daß er noch immer jene von ihm gesehene Karte in der Hand habe. Ohne Zweifel wird er die Frage bejahen. Nun bittet man ihn, nachzusehen, und zu seiner Verwunderung wird er eine andere Karte erblicken, von der man ihn glauben macht, sie sei in seiner Hand verwandelt worden.

Das folgsame Ei

Man bläst ein Ei recht vorsichtig nach Einstechung von nur ganz feinen Löchern aus und läßt dann den darin zurückbleibenden Eiweißrest recht gut austrocknen. Dann füllt man das leere Ei etwa zu einem Viertel mit ganz feinem, trockenem Sand und verschließt die Löcher mit weißem Wachs.

Wenn es nun Eier zum Abendbrot gibt, schmuggelt man das vorbereitete Ei in die Schüssel, nimmt es bei Tisch gleich als erster heraus und kündet an, daß das Ei folgsam jede Lage einnehmen würde, die man ihm gebe. Zur Verwunderung aller wird dies auch klappen. Das Ei steht



zum Beispiel gerade oder auch schräg auf der Spitze, es bleibt auf dem Messerrücken, auf dem Flaschenrand stehen und nimmt überhaupt jede gewünschte Stellung ein. Man braucht für all diese Stellungen nur das Ei in der gewünschten Lage in der Hand zu halten und dann leicht zu schütteln. Der Sand nimmt daraufhin eine waagerechte Oberfläche an, belastet den tiefsten Punkt des Eies und hält es somit in der gewünschten Stellung im Gleichgewicht.

Denksportaufgabe

Eine etwas angeheiterte Herrengesellschaft fährt in einem Eisenbahnabteil, in dem sich weiter keine Fahrgäste befinden. Einer der Herren hat nun das Unglück, mit seinem Spazierstock ein Loch in eine Fensterscheibe zu stoßen. Als findiger Kopf macht er den anderen den Vorschlag, einen Steinwurf von außen vorzutäuschen, um Ersatzansprüchen der Bahnverwaltung zu begegnen. Zu diesem Zweck wird die Notbremse gezogen; die Gesellschaft steigt aus, um scheinbar erregt den Schaffner zu rufen, während der Schlaukopf unbemerkt einen Stein aufnimmt und in das Innere des Wagens legt.

Warum durchschaut der Schaffner leicht den Schwindel?

Lösung: Im Wageninnern fehlen die Glassplitter, die bei einem Wurf von außen unbedingt hätten mit hereingerissen werden müssen. Mit ziemlicher Sicherheit finden sie sich auf dem Trittbrett des Wagens.

Der Kreisel als Würfel

Wenn man zum Auswürfeln keine Würfel zur Hand hat, kann man sich leicht einen Ersatz herstellen. Man schneidet aus einem mittelstarken Karton ein Sechseck heraus, teilt es durch drei Diagonalen in sechs gleichmäßig große Felder und numeriert diese fortlaufend mit den Zahlen von 1 bis 6 (siehe Abb. 1). Durch den Mittelpunkt des Sechsecks bohrt man ein Loch, knapp so groß, daß man ein Streichholz durchstecken kann.

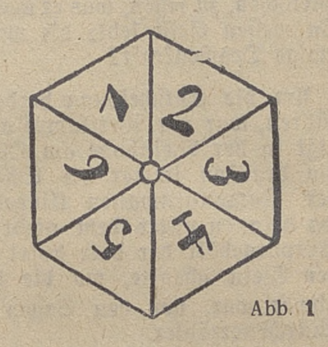


Abb. 1

Dabei ist zu beachten, daß das Streichholz fest in das Pappsechseck eingeklemmt wird (siehe Abb. 2). Nun läßt man mit Daumen und

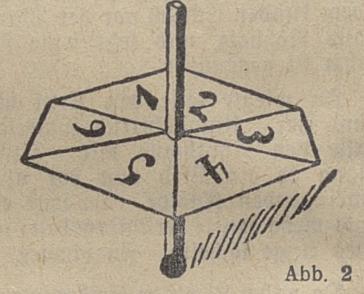


Abb. 2

Zeigefinger das Sechseck nach Art eines Kreisels tanzen. Beim Umfall gilt die Zahl, die mit der Breitseite auf den Tisch zu liegen kommt.

Der zerschnittene Mond



Wer kann diesen freundlich lächelnden Mond mit nur zwei Scherenschnitten in 6 einzelne Teile zerschneiden, und zwar so, daß sich in jedem Teil ein Stern befindet? (Es sei gleich verraten: es ist ein kleiner Trick dabei.)

Auflösung i. d. nächsten Nummer.

Die besondere Güte Gottes

Von **Rudolf Greinz.**

Es ist etwas Köstliches um den Schlaf. Und manchmal schlafen nicht nur die Menschen und die Tiere, es schlafen auch ganze Ortschaften und größere und kleinere Baulichkeiten.

An schwülen Hochsommertagen kommt es vor, daß kleine Städte einen vollkommen ausgestorbenen Eindruck machen. Da ist es in den Gassen und Gäßchen so lautlos still, daß der feste Schritt eines Mannes erschreckend und beinahe unheimlich wirkt. Tier und Mensch gibt sich der Mittagsruhe hin, und sogar die Hunde, die als getreue Hüter der öffentlichen Sicherheit unter den Haustüren sitzen, rekeln sich träge im prallen Sonnenschein. Alle viere strecken sie von sich und knurren leise und mürrisch, wenn von ferne ein Geräusch zu ihnen dringt, das sie unliebsam aus ihrer behaglichen Ruhe stört.

Auch die kleine Bergstadt erlebte heute so einen echten, richtigen Hochsommerschlaf. Wenigstens erschien es dem älteren Herrn so, der mit festen, resoluten Schritten sich über den Hauptplatz begab und die Richtung gegen das obere Ende der Stadt einschlug.

Seine Tritte hallten laut in der feierlichen Stille des Mittags. Heiß senkte die Sonne ihre Strahlen auf das gewürfelte Steinpflaster. Die weißen Mauern an den beiden Häuserreihen blendeten grell im Sonnenlicht; und träumend, öde und leer starrten die zum Teil verhängten Fenster und die Schaufenster der Läden in die dunstige, lichtblaue Atmosphäre des schwülen Tages.

Am Hauptplatz plätscherte ein großer, viereckig von einer Steinmauer eingefaßter Brunnen. Der heilige Florian stand schirmend unter dem Brunnendach und wehrte den künstlichen, gelblich-roten Holzflammen, die ein Haus zu verzehren drohten.

Ein großer, üppiger Kastanienbaum überschattete das Brunnenidyll. Doch selbst das Rieseln des Wasserstrahles aus dem Rohr klang nicht so frisch und fröhlich wie gewöhnlich, sondern hatte einen müden, einschläfernden Ton.

Vom Turm der großen Pfarrkirche schlug die Uhr langsam und gezogen. Sie kündete die zweite Mittagsstunde an. Kein Mensch war in den Straßen zu erblicken. Unwillkürlich beschleunigte der Wanderer seine Schritte, was das erhöhte Mißtrauen eines schläfrigen Hundes erregte, der ihm mürrisch nachgrunte.

Am äußersten Ende der Stadt, in etwas erhöhter Lage und eingeschattet von alten Edelkastanienbäumen lag das Kloster der hochwürdigen Patres Kapuziner. In schlichter Bescheidenheit lag es da. Einfach und anspruchslos. Ein niederer, langgestreckter Bau mit anstoßender Kirche.

Der Fremde steuerte geradeswegs auf die einsame Klosterpforte der hochwürdigen Patres Kapuziner zu und zog mit raschem Griff an der Klingel. Schrill tönte die Glocke durch den sich schier endlos hinziehenden Korridor. Dann war drinnen im Kloster wieder alles still und ruhig wie zuvor.

In dem engen, weißgetünchten Warteraum vor der Klosterpforte herrschte eine angenehm kühle Temperatur. Beinahe stickig war die Luft und gemahnte an feuchtmodrige Kellermauern. Der Fremde sog behaglich diese Luft ein. Sie war ihm lieb und vertraut und erinnerte ihn an dumpfe Archive, in denen er so manchen verborgenen Schatz aufgestöbert hatte.

Hofrat Professor Ringler war ein schlank gewachsener Mann, Mitte der Fünfziger, glatt rasiert, mit Brillen, einem bräunlichen Gesicht und leicht ergrautem vollen Haar. Seine Haltung war gut und korrekt; nur bezeigten seine Achseln eine leichte Neigung nach vorn, was wohl von einem allzu häufigen Verkehr mit hohen und höchsten Herrschaften herrühren mochte.

Der kurze Touristenanzug mit Wadenstrümpfen und einem weichen Lodenhütl stand ihm fesch zu Gesicht und ließ ihn um beinahe zehn Jahre jünger erscheinen. In der Hand trug er einen eleganten Spazierstock, der seltsam gegen seine einfache Lodenkleidung abstach. Der dicke Silberknopf des Stockes wirkte in der ärmlichen Umgebung des Warteraumes doppelt auffallend und kostbar.

Professor Ringler spielte nervös mit dem Stock, zeichnete Figuren auf den Steinfliesen, hustete ungeduldig und stand abwechselnd von einem auf das andere Bein. Er mußte so lange warten, daß er es sich schon überlegte, ob er nicht doch noch ein zweites Mal klingeln sollte, als er von dem äußersten Ende des Korridors Schritte vernahm.

Die Schritte kamen langsam schlürfend herbei und zeugten offenbar von einer behaglichen, unerschütterlichen Ruhe der sich nähernden Person. Ein kleiner alter Kapuzinerpater mit demütig freundlichem Gesicht öffnete die Pforte, ließ den Fremden eintreten und fragte nach seinen Wünschen. Professor Ringler lüftete höflich den Hut, stellte sich vor und ersuchte, vor den Pater Guardian *) geführt zu werden.

„So, so! Den Pater Guardian möchten's sehen!" sagte der kleine Pater freundlich und strich sich wiederholt über den langen weißen Bart, der ihm fast bis zur Brust über die braune derbe Lodenkutte fiel. „Ja, ich weiß aber nit genau, ob der Pater Guardian jetzt wohl zu sprechen sein wird. Könnt' ich ihm nit was ausrichten?" forschte er dann weiter und sah neugierig blinzelnd zu dem Hofrat auf, während die eine Hand fortwährend den weißen Bart strich.

„Sagen Sie dem Pater Guardian meine Hochachtung, und ich sei gekommen, um die mir sehr empfohlene Bibliothek des Klosters zu besichtigen!" versetzte der Fremde mit Nachdruck und nicht ohne dabei ein gewisses Selbstgefühl zu bekunden.

„Die Bibliothek? Ah so!" verwunderte sich der kleine Pater und strich sich dabei unausgesetzt den Bart. „Wohl die Bibliothek? Und gar empfohlen ist sie Ihnen auch noch? Da schau her! Da schau her!"

Diese Tatsache schien das alte Paterle ganz besonders zu belustigen; denn es kicherte scheu und unterdrückt

*) Vorstand des Kapuzinerklosters.

vor sich hin und sah jetzt mit unverhohlener Neugierde auf den Fremden.

„Ich besitze. Empfehlungsschreiben vom Kultusministerium und von dem fürstbischöflichen Ordinariat!" sagte der Professor, den das Benehmen des Alten etwas zu ärgern schien. „Ich bin gern bereit, sie dem Pater Guardian zu zeigen."

„Ich geh' schon. Ich geh' gleich!" beeilte sich der Alte zu versichern. „Ich werd' ihn wohl etwa bald auftreiben, den Pater Guardian. Wissen's, manchmal steckt er um die Zeit im Garten und macht so a ganz a kleins Döserle *). Daß es aber ja kein Mensch nit g'siecht." Und listig und heiter vor sich her lachend, entfernte sich der Pater Pförtner, nicht ohne daß er von innen sorgfältig den Riegel vorgeschoben hätte.

Es dauerte auch gar nicht so lange, bis der Pater Guardian in Begleitung des Pförtners erschien. Er war ein würdevoller älterer Mann, hochgewachsen, hatte eine große Glatze und einen schönen dunklen Vollbart.

Der Guardian verbeugte sich höflich vor dem Fremden, steckte die Hände nach Klosterbrauch in die weiten Aermel der braunen Kutte, die in der Mitte mit einem groben Strick umgürtet war, und sah erwartungsvoll auf den Besuch.

„Ich bin gekommen, hochwürdiger Herr . . .," begann der Professor sein Anliegen vorzubringen, „um Ihre weitgerühmte Bibliothek nach alten Drucken und Handschriften zu durforschen. Das Kultusministerium und das fürstbischöfliche Ordinariat haben mir . . ."

Das Gesicht des Guardians, das vorher einen ablehnenden Ausdruck zeigte, verklärte sich bei diesen Worten, und eifrig unterbrach er den Fremden: „Aber bitte, bitte, wollen der Herr Hofrat nicht mitkommen. Es redet sich doch viel gemütlicher hier drinnen, auch wenn wir's nur ganz bescheiden haben. So . . . so . . ." fuhr er dann über eine Weile fort, als er an der Seite des fremden Herrn den langen, niedern und schmucklosen Korridor durchschritt. „Das fürstbischöfliche Ordinariat hat Ihnen daherg'schickt. In unsere Bibliothek?" forschte er, und sein Gesicht zeigte eine leichte Verlegenheit. „Ja . . . wie nur das fürstbischöfliche Ordinariat auf so einen Einfall kommen kann," meinte er dann mißbilligend.

Der kleine Pater Pförtner, der bescheiden hinter den beiden Herren nachgeschlürft kam, ließ abermals ein leises, halbunterdrücktes Kichern hören.

„Ich kann doch sofort die Bibliothek besichtigen? Meine Zeit ist nämlich sehr gemessen. Ich muß eigentlich jede Minute ausnützen." Der Fremde tat sehr wichtig, zog seine goldene Uhr aus der Westentasche und besah sich kritisch die Stunde.

Der Pater Gurdian blieb einen Augenblick stehen, als müsse er Atem schöpfen. Dann blickte er ratlos auf den alten Pater, der demütig scheu und doch erwartungsvoll zu ihm aufsah. „Jetzt gleich wollen's in die Bibliothek?" fragte der Guardian zaghaft. „Könnten's nicht ein bissel später kommen?"

„Wenn ich Sie bitten dürfte, sofort zu dem Pater Bibliothekar geführt zu werden, wäre ich sehr verbunden!" erwiderte der Fremde höflich, aber im bestimmten Tone, der keinen Widerspruch erwartet. „Der Pater Bibliothekar kann mir ja bei meinen Forschungen etwas an die Hand gehen, damit ich mich besser zurechtfinde."

*) Schläfchen.

„Ja, ja. Freilich!" sagte der Guardian ziemlich tonlos und nickte bestätigend ein paarmal mit dem Kopfe. „Natürlich kann er das. Natürlich!" fügte er beruhigend hinzu.

„Wie heißt denn der Pater Bibliothekar?" erkundigte sich der Hofrat nach einer kleinen verlegenen Pause, während der Guardian innerlich alle Heiligen zu seiner Hilfe anrief. „Und wie lange ist er denn schon im Kloster?"

„Der?" Der Guardian sprach das Wort langgedehnt aus und schaute mit beinahe kindlicher Hilflosigkeit zuerst auf den Fremden und dann auf den alten Pater Pförtner.

Dieser kam seinem Vorgesetzten zu Hilfe. „Soll ich den Pater Desiderius holen gehen?" fragte er den Guardian und schielte listig und in beinahe buckliger Haltung zu seinem Vorgesetzten empor.

„Ja. Bitt' schön. Hol den Desiderius!" Erleichtert atmete der Guardian auf.

Sie waren beim Kreuzgang angelangt, und der Guardian führte den Gast in einen großen hohen Raum, der den Patres als Eßzimmer diente und Refektorium genannt wurde.

„Pater Desiderius . . . das ist also der Bibliothekar?" fragte der Hofrat.

„Ja. Das ist er." Der Guardian sagte es trocken und bat innerlich den Herrgott um Verzeihung für die Lüge. Denn der Pater Desiderius war nicht Bibliothekar, sondern ehrsamer Kellermeister des Klosters.

Einen Bibliothekar besaß das Klösterlein überhaupt nicht, und um die Bibliothek hatte sich seit Jahren niemand gekümmert. Die ruhte wohlverschlossen und verstaubt und träumte einen ungestörten Traum. Und so gut verschlossen war sie, daß der Pater Guardian beim besten Willen sich nicht erinnern konnte, wo er den Schlüssel dazu auftreiben würde.

Das durfte man natürlich den Herrn Hofrat nicht merken lassen. Denn wenn das fürstbischöfliche Ordinariat ihn extra hergeschickt hatte, damit er seine Nase in die alten, modrigen und schlechtriechenden Scharteken steckte, dann mußte man eben den Schein wahren und so tun, als interessierte man sich gleichfalls für das Zeug.

Daß der Pförtner den köstlichen Einfall mit dem Pater Kellermeister hatte, war ausgezeichnet. Der Guardian wußte es nun mit Bestimmtheit, daß ihm dieser aus der Verlegenheit helfen würde . . .

An zwei Seiten der Wände des Refektoriums waren lange Tafeln, die jetzt leer und ungedeckt standen. Ein paar Heiligenbilder schmückten den Raum, und eine Statue des heiligen Franziskus in Lebensgröße gab dem Saal einen würdigen Abschluß.

Große Bogenfenster waren auf einer Seite angebracht, die den Ausblick auf den Garten hatten. Sie waren vergittert. Grünes Weinlaub umrahmte den Einschnitt und machte den hohen Raum kühl und dämmerig.

Der Hofrat sah sich in dem Saale um, weigerte sich aber mit bestimmter Höflichkeit, Platz zu nehmen, da er hierzu absolut keine Zeit habe.

Der Guardian wurde von Minute zu Minute unruhiger und verzweifelte innerlich schon ganz. Denn der Professor bestürmte ihn immer eingehender mit Fragen nach alten Handschriften, von denen der Guardian natürlich keine blasse Ahnung hatte. Er sagte halt immer auf jede Frage ja und amen und hoffte im übrigen auf die Geschicklichkeit des Paters Desiderius.

Als dieser kam, wurde er dem Professor als Pater Bibliothekar vorgestellt. Etwas verwundert schaute der Hofrat auf den dicken Pater, rückte seine schwer goldumränderte Brille zurecht und unterwarf den Pater Desiderius einer eingehenden Betrachtung.

Der Pater Desiderius war untersetzt und wohlbeleibt wie eine Kugel.

„Also Sie sind der Pater Bibliothekar?“ fragte der Hofrat mit leicht zweifelndem Tonfall.

„Der Desiderius heiß' ich halt!“ nickte der dicke Pater freundlich und hielt dem Fremden seine fette Patschhand zum Gruß entgegen. Dann zog er aus einem der weiten Aermel seiner Kutte eine große Schnupftabakdose, klopfte ein paarmal auf den Deckel, als müsse er erst höflich um Einlaß bitten, öffnete die Dose und bot dem Professor den wohlgefüllten Inhalt an. „A Pris g'fällig?“

Lächelnd lehnte der Gelehrte ab. „Danke sehr. Ich schnupfe nicht.“

„Nit?“ Der dicke Pater riß erstaunt seine Augen auf, die ihm stark hervorstanden und an die vorsichtigen Fühler einer Schnecke gemahnten. „Kein Schnupfer sind Sie? Sie . . . da haben's was versäumt im Leben. So a bissele a Schnupftabak . . . da geht doch nix drüber.“

Der Guardian holte sich mit zwei Fingerspitzen eine Prise aus der Horndose, während der Pater Desiderius breitspurig auf einem Stuhl Platz nahm, tief Atem schöpfte und dann mit seinen dicken Fingern sich eine tüchtige Ladung in die Nase stopfte.

Darauf kramte er ein mächtiges, blau und weiß gestreiftes Taschentuch aus dem anderen Aermel hervor, breitete es auf dem Schoß aus, zog ein paarmal die kurze, etwas kolbige Nase hoch, so daß sie sich blaurot verfärbte, wurde noch um ein paar Schattierungen röter im Gesicht und fing dann plötzlich mit einer solchen Heftigkeit zu niesen an, daß es dem Hofrat ganz ängstlich zumute wurde.

Der dicke Pater beugte sich in einem fort nach vorn und nieste und nieste, daß ihm die Tränen über die Backen liefen. Dann erst bediente er sich seines Taschentuchs, fuhr sich damit nicht nur über Nase und Gesicht, sondern rieb sich auch den Kopf ab und den entblößten Hals. Darauf sah er ganz erleichtert und so erfrischt, als wäre er eben von einem Bade gekommen, zu dem Fremden hinüber, der nun doch an der Seite des Guardians an der Tafel Platz genommen hatte.

„Das war a Wohltat!“ ließ sich der Pater Desiderius begeistert vernehmen. „Wissen's . . so a Schnupftabak . . .“

Der Fremde fiel ihm etwas ungeduldig ins Wort. „Ja. Für Schnupfer mag es interessant sein. Aber mich interessiert eigentlich . . .“

„Weiß schon! Weiß schon!“ machte der dicke Pater behaglich. „Die Bibliothek. Das ist ja auch ganz natürlich. Die gelehrten Herren haben alleweil solche Steckenpferde.“

„Steckenpferde?“ Der Professor wiederholte das Wort scharf. „Steckenpferde?“

Der dicke Pater holte neuerdings sein buntes Taschentuch hervor. Der Professor befürchtete schon eine Wiederholung der Schnupftabakszene und setzte sich in steifer, abwehrender Haltung zurecht. Aber diesmal wischte sich der Pater Desiderius nur den Schweiß von der Stirn und fing in kläglichem Tone zu jammern an. „Unsere liebe Zeit und liebe Frau, hat's heut a Hitz'!“

Stöhnend erhob er sich und machte die offenstehenden Fenster zu. Dann ließ er sich ermattet auf seinen Sitz nieder und schaute mit bittendem Blick auf den Guardian, der noch immer wie auf glühenden Kohlen neben dem Fremden saß. „An Augenblick zum Ausrasten wird's doch wohl epper tragen, Pater Guardian, nit wahr?“

„Aber natürlich. Natürlich!“ beeilte sich der Guardian beizustimmen. „Darf ich Ihnen nicht doch einen bescheidenen Imbiß anbieten, Herr Hofrat? Es arbeitet sich dann leichter, wenn man ein bissel was im Magen hat.“

Mit einer leicht herablassenden Handbewegung wehrte der Hofrat ab. Er stützte sein glattrasiertes Kinn auf den silbernen Knopf des Stockes und sah mit gütiger Nachsicht zu dem dicken und ganz verzagt dreinschauenden Pater Desiderius hinüber. „Allzu lange werden Sie ja zu Ihrer Erholung nicht brauchen . . .,“ meinte der Hofrat freundlich . . ., „damit wir dann zu unseren alten Handschriften kommen.“

„I bitt' Ihnen . . ., lassen's mi grad mit die Handschriften jetzt in Fried'!“ Der dicke Pater hob seine kurzen Arme beschwörend über den brennend roten Schädel. „Alte Handschriften und gar alte Drucke auch noch!“ rief er in komischem Entsetzen. „Wissen's, die kann man nur entsprechend würdigen, wenn man die entsprechenden Kräfte dazu ein hat. Und bei der Hitz' hat man doch überhaupt keine Kraft mehr. Das werden's wohl einsehen?“

„Ja, ja! Freilich. Sie brauchen unbedingt noch mehr Kräfte!“ witzelte der Professor.

„Und ob! Spaß beiseite! Unsereins ist nit zu neiden. Unsereins tragt a schwer's G'wicht durchs Leben!!“ stöhnte der dicke Pater.

„Da hab' ich's schon besser!“ meinte der Professor nachsichtig lächelnd. „Ich . . .“

„Sie . . . Sie sein überhaupt a Darmdürrer!“ polterte jetzt der Pater Desiderius gemütlich los. „A so a dünne Zaunlatten wie Sie sein . . . die braucht überhaupt Tag und Nacht a Stärkung, damit sie's Schnupfen vertragt. Und a Glasl Wein tät Ihnen akkurat a so gut wie mir. Wie meinen's denn, Pater Guardian? Soll i nit a Tröpfele holen?“

„Aber natürlich . . . natürlich!“ versicherte der Pater Guardian freundlich. „Einen extra guten für den Herrn Hofrat.“

„Nicht für mich. Nicht für mich!“ widersprach der Hofrat. „Mir ist wirklich nur um die Bibliothek zu tun . . .“

„Ja, ja! Sie kommen schon noch zu Ihnere Scharteken!“ begütigte der dicke Pater. „Jetzt wird zuerst a Wein getrunken!“ entschied er kategorisch. Und dann trippelte er so schnell davon, daß die Fette unter der braunen Kutte nur so wackelte.

Dem Hofrat blieb für den Augenblick gar nichts anderes übrig, als klein beizugeben. Er hatte den Eindruck, daß man dem dicken Pater unbedingt seinen Willen lassen müsse, damit der sich endlich auch etwas für die Wissenschaft zu interessieren anfinge.

Der Pater Desiderius kam bald darauf in Begleitung eines anderen Paters, den er als Pater Oekonom vorstellte. Der trug eine Flasche Rotwein und vier Gläser auf einem Holzteller. Er war gleichfalls untersetzt, hatte dunkles volles Haar und einen spärlichen Bart, der sich beinahe wie ein Ziegenbart ausnahm.

Jetzt schien sich der Pater Desiderius völlig in seinem Element zu fühlen. Er lachte behaglich über das ganze Gesicht, spielte den Wirt, goß Wein in die Gläser und stieß ein übers andere Mal mit dem Fremden an.

„Schmeckt's?" fragte er dann eindringlich und kniff listig beide Aeuglein zu, so daß sie nur wie zwei Schlitze aussahen.

„Ausgezeichnet!" versicherte der Hofrat artig. Er verstand viel von guten Weinen und sprach ihnen auch nicht ungern zu. „Der hat Blume!" lobte er dann nach einem ganz besonders andächtigen Zug.

„Gelten's?" triumphierte der dicke Pater. „Aber wissen's, das ist noch gar nix!" meinte er geringschätzig. „Da haben wir noch ganz andere Banzelen *) im Keller. Einen . . . der ist ganz besonders gut. Den sollten's kosten! Da verging' Ihnen Hören und Sehen. Und vorkommen täten Sie sich wie a Engerl im Himmel. Und der Wein . . . der heißt ‚die besondere Güte Gottes'. Weil unser Herrgott so gütig ist und so was Ausgezeichnetes wachsen laßt. Aber wissen's . . ., den geben wir nur ganz selten her!" versicherte er in hoheitsvollem Tone. „Nur sehr selten. Bei hohen Festtagen oder wenn amal a ganz a b'sonders nobler Besuch kommt."

„Wenn Ihre Bibliothek auch solche Schätze aufzuweisen hat wie Ihr Weinkeller . . .," lächelte der Hofrat und wehrte dem Pater Guardian, der ihm nachschenken wollte, dankend ab, dann . . ."

„Wissen's, wie wir Patres das machen?" fragte der Pater Oekonom, indem er auf die Ablehnung anspielte. „Wir machen's so!" Er nahm das Glas zur Hand, legte zwei Finger gespreizt darüber und goß dazwischen den Wein durch. „Sehen's! So dankt man und kriegt doch was. Wollen's probieren?" Und lachend goß er dem Hofrat nach, während der Pater Desiderius eiligst verschwand, um eine neue Sorte Wein aufzutragen.

„Den müssen's kosten, Herr Hofrat! Der hält erst Seel' und Leib zusammen!" rühmte der Kellermeister und schloß ganz verliebt die Augen, indes er sich selber ein Gläschen ums andere zu Gemüte führte.

„Ganz vorzüglich!" meinte der Herr Hofrat im Tone ehrlicher Anerkennung und nippte vorsichtig an seinem Glas. „Wissen Sie, ich muß mir den Kopf klar halten für meine wissenschaftlichen Forschungen!" entschuldigte er sich dann beim Pater Guardian.

„Freilich, freilich!" stimmte ihm der dicke Pater Desiderius bei. „Die Wissenschaft über alles. Die geht vor dem Wein." Dabei füllte er aber doch rasch und unbemerkt dem Hofrat das Glas auf.

„Wissen's, zu uns kommen öfter so gelehrte Mannder!" erzählte jetzt der Pater Oekonom.

„Archivstudien?" fragte der Professor interessiert.

„Natürlich auch. Und einmal haben wir einen jungen Pater g'habt . . . das ist aber schon etliche Jahr her . . ., der war überhaupt aus der Bibliothek nimmer außer z'kriegen."

„Der hat g'sponnen!" erklärte der Pater Desiderius kategorisch und trank entrüstet sein Glas aus.

„Aber Desiderius . . .," mahnte der Guardian bescheiden. Er sah wohl, wie geschickt ihm seine beiden Getreuen aus der Klemme halfen, und hatte nur die Angst, daß der Pater Kellermeister bei dieser Gelegenheit selbst ein wenig über den Durst trinken würde.

„Und einmal ist einer kommen . . .," fuhr der Pater Oekonom zu erzählen fort . . ., „der hat grad in die alten Handschriften studiert und studiert . . ."

„Ist aber auch schon lang her!" warf der dicke Pater Desiderius verächtlich ein und schenkte immer wieder heimlich dem gespannt zuhorchenden Hofrat nach.

„Der hat Familienstudien gemacht . . .," fuhr der Pater Oekonom fort.

„Ja . . . und? Hatte er Erfolg?" fragte der Hofrat eifrig. „Waren alte Urkunden vorhanden?"

„Natürlich hat er Erfolg g'habt!" nickte der Pater Oekonom bekräftigend. „Und ob!"

„Es war ein Adliger, und der hat g'meint, daß sein Stammbaum bis zum Adam aufireicht!" erzählte der Pater Desiderius.

„Ja. Und dann ist er auf einen Vorfahren gestoßen . . .," meinte der Pater Oekonom.

„In den Urkunden?" fragte der Hofrat sehr gespannt.

„Natürlich. Was denn?" Der Pater Oekonom lachte schadenfroh. „Und wissen's . . . den Vorfahren haben's g'hängt g'habt. Und von der Stund' an hat's den Herrn verdrossen, sich noch weiter wissenschaftlich zu betätigen."

„Weil bei der ganzen wissenschaftlichen Betätigung nix G'scheut's außerkommt!" schloß der Pater Desiderius energisch. „Das Beste ist der Wein. Da hat man wenigstens was davon. Und jetzt hol' ich die besondere Güte Gottes. Weil's gleich ist, und weil wir gar a so lieb beisammensitzen."

„Aber . . . aber . . ." Dem Hofrat gelang es schon nicht mehr recht, wirksam dagegen zu protestieren. Und als ihm nach einer Weile der Pater Desiderius aus einer großen vollen Flasche tiefdunklen Wein ins Glas goß, da hatte der Herr Hofrat das unbestimmte Gefühl, daß sich der Saal und die Tafeln und Bilder und er selber in leicht schwingender Bewegung befänden und daß seine ganze Umgebung leise mit ihm zu tanzen anfinge.

Und unermüdlich goß der dicke Kellermeister ins Glas. Nicht nur dem Gast, sondern auch sich selber und dem Pater Oekonom.

Der Pater Guardian begriff, daß er hier überflüssig sei und daß die beiden Patres und der Fremde sich ohne ihn besser unterhalten würden. So entfernte er sich leise und unbemerkt, und keiner von den dreien vermißte ihn.

Der Guardian machte sich wohl auch Vorwürfe, daß er jetzt eigentlich ein Auge zudrückte und daß der Pater Desiderius sicher etwas zuviel von dem Wein erwischen würde. Aber Gott in seiner Güte würde ihm die Sünde wohl verzeihen.

Während drinnen in dem großen kühlen Raum des Refektoriums die beiden Patres und der Professor eifrig der besonderen Güte Gottes zusprachen, gab draußen der Pater Guardian seine Anordnungen. Ein Schlosser mußte aus der Stadt geholt werden, um die Bibliothek aufzusperren. Diese sollte sauber gereinigt und gelüftet werden, daß alles nur so spiegelte. Wie die Wichtelmänner, so fleißig schafften die Laienbrüder, putzten und scheuerten bis in den späten Abend.

Im Refektorium aber saßen die drei Zecher fröhlich und vergnügt und genossen noch immer von dem erlesenen Tropfen. Ja, das war eine besondere Güte Gottes. Dieses Feuer, diese Blume, diese edle Kraft.

Der Hofrat konnte diese Perle der Weinreben nicht genug rühmen. Und rühmte und trank zwischen den beiden Patres sitzend so lange, bis er schon ganz schläfrig und ganz blaß aussah.

(Schluß folgt)

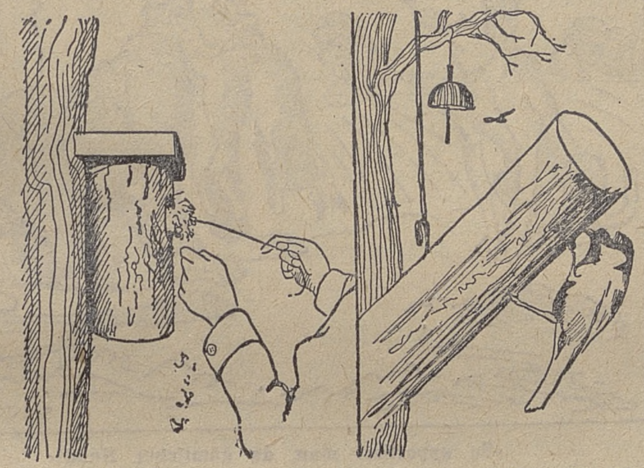
*) Fäßlein.

AUS DER PRAXIS

FÜR DIE PRAXIS

Vogelschutz im Winter

Im Kampf mit den tierischen Schädlingen sind die Singvögel die besten Helfer des Landwirts, Weidewirts, des Obstbauers und Winzers. In der Forstwirtschaft gibt es sogar keine anderen Wege, um dem Ungeziefer beizukommen. Leider wird der Vogelschutz noch nicht im erforderlichen Maße und in der richtigen Art und Weise durchgeführt. Es kommen im wesentlichen Maßnahmen zur Vermehrung der Vögel und zu ihrer Erhaltung durch Winterfütterung in Frage. Die Fütterung ist nicht allein bei tiefem Schnee erforderlich, sondern auch dann, wenn es tags über taut oder regnet und die auf Bäumen und an den Zweigen haftende Nässe nachts anfriert und die Futterstellen mit einer Eisschicht überzieht und dadurch für die Vögel unzugänglich macht. Das dargebotene Futter muß den Lebensbedürfnissen der verschiedenen Vogelarten angepaßt sein und derart angeboten werden, daß z. B. Meisenfutter nicht von den Allesfressern weggenommen wird. Das wird erreicht mit Meisen-Futterglocken, Bruhnschen Meisendosen mit dem Freßgitter „Antispatz“ durch freischwebende Futterringe und Futtereier Futterhölzer kann sich jeder Landmann herstellen, indem in ein Stück von einer Holzstange auf einer Seite Löcher gebohrt werden, die man mit Fettfutter füllt und mit der Lochreihe nach unten hängend frei schwebend aufhängt. Zur Herstellung des Fettfutters läßt man Hammel- oder Rinderfett zergehen und schüttet Hanf, Sonnenblumenkerne, Hirse. Vogelfutter für Insektenfresser, getrocknete Holunderbeeren und geriebenes Weißbrot hinein. Hanf soll in der Mischung überwiegen. Vor dem Erkalten kann man die Mischung auch in eine halbe Kokosnußschale schütten durch deren Keimloch ein Stock gesteckt wurde, der oben zum Aufhängen und unten als Anflugholz dient.



Die zweite Sorge des Vogelschützers gilt der Erhaltung und Vermehrung der Nistgelegenheiten. Beim Beschneiden der Hecken und Sträucher sollten die zum Nestbau geeigneten Quirle stehen bleiben. Man kann durch den Schnitt z. B. den Weißdorn auch zur Quirlbildung anregen. Den Höhlenbrütern geben die Nistkästen Brutplätze; sie dienen auch im Winter als Schlafstelle Sollen sie im Frühjahr wieder angenommen werden, dann muß man die alten Nestbauten daraus entfernen, weil in diesen verwesenden Ungezieferbrutstätten keine junge Brut gedeiht. Das geschieht einfach mit einem hakenförmig gebogenen Draht.

Blattrandkrankheit

Es handelt sich um eine an Obstbäumen, vor allem an Apfelbäumen auftretende Krankheit, die auf verschiedene Ursachen zurückgeführt wird. Zum ersten Male beobachtete der Verfasser sie in einer Obstanlage in der Nähe eines Binnensees. Die Ortskundigen behaupteten, die Erkrankung sei auf die durch hohen Grundwasserstand entstehende Flachgründigkeit des Bodens zurückzuführen. Man könne eben in der Seenähe Apfelbäume nicht anpflanzen, es sei denn, daß die teuere Hügelpflanzung angewendet würde. Nun haben aber in England und in Amerika erst neuerdings wieder durchgeführte Versuche mit Apfelbäumen ergeben, daß die Blattrandkrankheit eine Kalimangelkrankheit ist. Fehlt es überhaupt an Kali, dann beginnen sich nach wenigen Wochen die Blattspitzen zu bräunen, und es treten zunächst kleine braune Punkte an den Blatträndern auf. Die braunen Flecke erweitern sich ohne vorhergehende Verfärbung nach der Mittelrippe der Blätter zu. Fehlt es an Kali im Verhältnis zum Stickstoff, dann tritt die Verbräunung hauptsächlich an den Blatträndern auf. Es handelt sich also bei dieser Blattrandkrankheit nicht etwa um Pilzbefall, sondern um eine Nährstoffmangelerscheinung. Sie wird durch Kalimangel verursacht und kann durch eine ausreichende Kalizufuhr leicht geheilt werden. Die amerikanischen Versuche „zeigen aber außerdem noch, daß die zur Bekämpfung der Blattbräune erforderliche Kalimenge sich nach der Stickstoffversorgung richten muß; denn auch schon bei einer durch einseitige Stickstoffdüngung verursachten relativen Kalimangel tritt Blattbräune auf. Die Bäume können dann



die durch einseitige Stickstoffzufuhr stark vermehrte Blattmasse nicht ausreichend mit Kali versorgen. Am Kalimangel leidende Bäume wurden andererseits nur verhältnismäßig schwach mit Blattbräune befallen, wenn sie infolge von gleichzeitigem Stickstoffmangel nur wenig Blattmasse entwickelten. Das Stickstoff-Kali-Verhältnis in der den Wurzeln zugängigen Nährlösung ist mithin für das Auftreten von Blattbräune von ausschlaggebender Bedeutung.“ Wo die Blattrandkrankheit in Obstanlagen beobachtet wird, sollte zunächst überhaupt einmal mit Kali gedüngt oder die Kalidüngung zur Herbeiführung des richtigen Verhältnisses gegenüber dem Stickstoff verstärkt werden, bevor man etwa die Flachgründigkeit des Bodens verantwortlich macht und die Bäume opfert.

Kompostdüngung der Wiesen

Die Wiesendüngung wird vielfach vernachlässigt. Das hat verhängnisvolle Folgen für den Gesamtbetrieb; denn „die Wiese ist die Nährmutter des Ackers“. Viel Futter ermöglicht reiche Viehhaltung und schafft viel Dung. Man kann auf Wiesen mit mineralischer Düngung auskommen, vor allem mit Kali- und Phosphorsäuredünger. Besser ist die Wiesendüngung im Herbst mit Stalldünger und noch besser mit reifer und garer Komposterde, die tüchtig mit Kalk durchsetzt ist. Je früher nach dem letzten Schnitt der Kompost ausgefahren und sogleich ausgebreitet wird, um so besser kann die Wiese noch einwachsen. Die hervorragende Wirkung des Komposts rührt daher, daß der Kompost nicht allein Pflanzennährstoffe in leicht aufnehmbarer Form dem Boden zuführt, sondern auch eine reiche Bakterienflora aufbringt, welche die Gare erhöht und das Wachstum kräftig anregt. Stark mit Kalk vermischter Kompost trägt zur Entsäuerung der Wiesen bei und kann die besondere Kalkdüngung entbehrlich machen. Die Kompostschicht wirkt außerdem als Frostschutz auf die Grasnarbe. Wenn es an Kompost fehlt, dann gibt es für magere, trockene Wiesen mit lückenhafter Grasnarbe kein besseres Mittel zur schnellen Ertragssteigerung als die Ausbreitung kurzen, verrotteten Stalldüngers, der am besten mit einer Saat- oder Strauchegge fein verteilt wird. Auch das Bedecken der Wiesen mit einer dünnen Lage Kartoffelkraut ist jetzt sehr zu empfehlen; sie wird im Frühjahr abgeharkt und als Einstreu verwertet.



Lies und Lach'!



Der Vorsichtige

Der Komponist Millöcker wurde einmal in Wien von einem Kollegen auf der Straße angehalten, der ihn einlud:

„Kommen Sie doch heute abend zu uns; es wird sehr gemütlich werden. Erst wird meine Frau etwas singen, wobei sie von meiner Tochter auf dem Flügel begleitet wird. Um neun Uhr essen wir dann."

„Danke sehr!" erwiderte Millöcker. „Ich werde — Punkt neun Uhr da sein!"

*

„...ja gut, alter Freund, hingehn werd ich mit dir zu dem Bierabend, aber heimgehn allein."

„Warum?"

„Na, hin haben wir beide einen Weg, aber zurück haben wir beide einen weg."

*

„Ihre Schwiegermutter will Sie sprechen!"

— „Welche, Herr Aufseher?"

„Na, Ihre Schwiegermutter!"

Ja, welche denn, ich sitze doch hier wegen Bigamie!"

(»Tit-Bits«)

*

Jägerzorn



»So apportiert man, du dämlicher Hund!«



Der Zerrspiegel von Genf.

Der einsame Pfeifer

Bernhard Shaw hatte in London eine große Premiére. Das ganze Haus raste vor Begeisterung. Nur ein einziges Männlein am Ende des Saales pfiff schrill zum Protest gegen das Stück.

Bernhard Shaw war gerade auf der Rampe und verbeugte sich, als dieser Mann pfiff. Der Dichter rief laut durchs ganze Haus:

„Lieber Freund, ich bin ganz Ihrer Meinung. Aber was können wir zwei gegen soviel andere, denen das Stück gefällt?"

Donnernder Applaus übertönte den einsamen Pfeifer.

*

Die Klassifizierung

Ein bekannter Geologe pflegte in seinem Kolleg einige Gesteinsarten auf das Katheder zu legen und sie dann zu beschreiben. Als er einmal einen Augenblick den Rücken wandte, legte ihm einer der Studenten ein altes Ziegelstück unter die Steine. Der Professor setzte dann seinen Vortrag fort und ließ sich durch die auffällige Bereicherung seiner Sammlung nicht stören. Er nahm die einzelnen Steine auf und sagte: „Das ist ein Stück Sandstein, das ein Stück Granit" usw. Als er aber zu dem Ziegelstück kam, sagte er ruhig: „Und das, meine Herren, ist ein Stück Unverschämtheit."

Das Semester in Königsberg ging wieder einmal zu Ende, als Kant bekanntgab, daß er noch eine Reihe weiterer Vorträge zu halten beabsichtige, und zwar universelle Betrachtungen über die Elemente seiner Urnebeltheorie.

Der Universitätsdekan fragte ihn, wie lange das dauern würde und wieviel Vorlesungen in Frage kämen.

Immanuel Kant überlegte einen Augenblick und sagte dann, schon wieder mit anderen Dingen beschäftigt, abwesend: „Ich werde am Montag mit der »Weltschöpfung anfangen und hoffe, gegen Ende der Woche fertig zu sein!"

„Geben Se bloß acht, mei Gudster, daß Sie geene Mandelentzündung kriechen."

„Wieso denn?"

„Da is nämlich ehmd en Funke von Ihrer Zigaredde auf Ihr'n Mandell gefall'n!"

*

Der ehrenwerte Bürger stand vor dem ehrenwerten Richter.

„Warum haben Sie eigentlich diesen unverständlichen Diebstahl begangen?"

Der Brave Bürger brummte:

„Damit die Polizei bei mir eine Haussuchung halten mußte und meinen Kragenknopf fand, den ich vorige Woche verloren hatte."

*

„...entschuldigen Sie bitte, daß ich Sie nicht hinausbegleite!" sagte der Sträfling, als sein Rechtsanwalt die Zelle verließ.

*

Shaw muß es wissen

Ein besorgter Vater kommt zu Bernhard Shaw, um dessen Rat zu erbitten. „Ich habe nämlich einen sehr begabten Sohn", erzählt der Vater; „der Junge hat ebenso viel Talent zur Schriftstellerei wie zur Malerei. Da ist die Entscheidung sehr schwer. Was soll ich ihn nun werden lassen?"

„Lassen Sie ihn Schriftsteller werden", antwortet lächelnd Shaw.

„Und weshalb?"

„Nun — Papier ist viel billiger als Leinwand!"

*

„Mein Kundenkreis wächst von Tag zu Tag!"

„Nanu? Bei den miesen Zeiten? Was haben Sie denn für ein Geschäft?"

„Ich verkaufe Kinderkleider!"

*

Galant

Kurz nach seiner Heirat verreiste Mark Twain auf einige Wochen allein, um Vorträge zu halten. Als er zurückgekehrt war, fragte ihn seine Frau:

„Hast du unterwegs oft an mich gedacht?"

„Aber Teure," erwiderte Twain, „du wirst doch nicht etwa annehmen, daß ich neben dir nur einen Augenblick andere Dummheiten im Kopfe habe."

*

Hausfrau zum neuen Mädchen: „Sagen Sie mal, Minna, Sie haben da so eine riesengroße Flasche mitgebracht, was ist denn da drin?"

„Och — — — nur Porzellankitt, gnädige Frau, wenn mal was passieren sollte."

*

Der rheumatische Jäger oder der Kuckuck als Wild-Ersatz



Karlchen: „Vater hat eben gesagt, eine Frau wie dich, Tante Mary, gäbe es nur einmal auf der ganzen Welt."

Tante Mary: „Wie nett von ihm."

Karlchen: „Ja, und dann hat er noch gesagt, das wäre aber auch ein großes Glück!"

Von Frauen – für Frauen

Der unpraktische Mann

Muß ein Mann praktisch sein, um ein guter Ehemann zu sein? Man kann diese Frage wohl kaum grundlegend beantworten, da einerseits die Frauen hierüber geteilter Ansicht sind und andererseits die Arbeit und die geistige Beschäftigung des Mannes so verschieden ist, daß eine Bejahung nicht möglich ist.

Wichtig ist allein, daß der Mann so hilfsbereit ist, um im Notfall eingreifen zu können. Ich erinnere mich aus meiner Jugendzeit, daß der Vater allen häuslichen Dingen hilflos wie ein Kind gegenüber stand. Einerlei, ob es sich darum handelte, ein Brötchen zu streichen, einen Anzug aus dem Schrank zu nehmen, eine Kravatte auszuwählen, oder einen Nagel einzuschlagen. Alles mußte die Mutter machen, auch wenn sie vor Arbeit und Ueberlastung nicht wußte, wo sie zuerst anfangen sollte. Dabei war der Vater ein äußerst pflichttreuer Mann, der innig um das Wohlergehen seiner Familie besorgt war. Hätte man ihm gesagt, daß sein Verhalten egoistisch wäre, er hätte wohl verwundert ausgeschaut, das war doch Frauenarbeit, was hatte er damit zu tun?

Die Schuld an dieser Einstellung trägt fast immer die Erziehung, und darum sollte jede Mutter, die ein Söhnchen hat, so auf ihn einwirken, daß er es für eine selbstverständliche Menschenpflicht hält, im Bedarfsfalle selbst Hand anzulegen.

Die Hausfrau rät:

In jeder Wohnung gibt es heutzutage eine sogenannte „gemütliche Ecke". Jedenfalls soll sie dieser Bestimmung dienen, aber leider liegt die Gemütlichkeit oft nur in ihrem Namen. Wie man eine Ecke abschließt und wirklich traulich macht, können wir aus antiken klassisch schönen Wohnräumen lernen „durch den Gobelin". Nun können wir uns natürlich aus Geld- und Raummangel keine echten Gobelins aufhängen, aber wir können den Gedanken der Stoffbekleidung aufgreifen und uns zunutze machen. Wenn man den Hintergrund eines Platzes abspannt, bekommt man sofort das Gefühl eines geschlossenen Ganzen.

*

Die Tür quietscht, und man ist ganz ratlos, da das Oelen, von dem man sich Hilfe versprach, nichts bewirkt hatte. Man dachte nicht daran, daß die Scharniere und Ringe so fest aufeinander liegen, daß das Oel nicht eindringen konnte. Durch ein untergeschobenes Beil hebt man die Tür ein wenig in den Angeln und eine zweite Person ölt dann die quietschenden Teile. Es hilft augenblicklich.

*

In manchen Häusern stößt man noch auf eine geradezu vorsintflutliche Plätteinrichtung. Das beste ist ein leichtes elektrisches Bügeleisen, das sich bei einem bestimmten Hitzegrad selbsttätig ausschaltet, so daß jeder Schutz gegen Feuer vorhanden ist. Auch die Plättbretter sind oft zu breit und unhandlich, da sie das Plätten von Kleidern erschweren. Alle diese Dinge kauft man heute für wenige Mark, und man kann sich die Arbeit wirklich sehr erleichtern.

—⊙—

Ein wenig Höflichkeit

Sehr leise zu sprechen ist unhöflich. Da die Aufmerksamkeit des Zuhörers sich ganz auf die Worte konzentrieren muß, geht das Beste, der Inhalt des Gesprochenen, verloren.

*

Genau so unhöflich ist zu lautes Sprechen und Schreien, sowie mit den Händen sehr lebhafte Bewegungen zu machen, oder gar den andern irgendwie zu berühren. Es gibt Menschen, die ihrem Gegenüber bei jeder Unterhaltung einen Knopf abdrehen oder ihnen zur Bekräftigung ihrer Worte auf die Schulter oder auf die Knie schlagen. Wer diese Untugenden besitzt, sollte sie sich auf dem schnellsten Wege abgewöhnen.

*

Ins Zimmer zu treten erscheint einem die einfachste Sache der Welt zu sein, und doch ist der gute oder schlechte Eindruck, den dieser Vorgang bei andern Menschen auslöst, oft von entscheidender Bedeutung.

—⊙—

Ein kaltes Büfett für vier Personen

Es meldete sich unverhofft Besuch an, und o Schreck, in der Haushaltskasse war Ebbe bis auf 5 Mark. Doch mit ein wenig Nachdenken ging es und wurde sogar sehr hübsch.

Zutaten für eine Delikateß-Platte:

Zutat		Preis
4 harte Tomaten	M	0.30
4 Eier	M	0.60
1 Büchse Oelsardinen	M	0.30
¼ Pfund Mayonnaise	M	0.30
¼ Pfund Fleischsalat	M	0.30
75 g Lachs	M	0.35
2 Essiggurken	M	0.20
¼ Pfund gek. Schinken	M	0.30
2 Pfund Kartoffeln f. Salat	M	0.15
Schnittlauch und Petersilie	M	0.15
1 Kopf Salat	M	0.20
¼ Pfund Butter	M	0.35
1 kl. Weißbrot	M	0.20
6 Brötchen	M	0.15
	M	3.85

Zutaten für eine Käseplatte:

Zutat		Preis
½ Pfund gemischter Käse	M	0.40
1 Camembert-Käse	M	0.20
Käsestangen	M	0.20
Radieschen	M	0.20
Pumpernickel	M	0.15
	M	1.15
Zusammenstellung:	M	3.85
	M	1.15
	M	5.—

Beschreibung:

In die Mitte einer großen Platte stellt man eine Glasschüssel mit Kartoffelsalat und verziert dieselbe mit 2 hartgekochten Gelbeiern, die man in Scheiben schneidet. Dann bereitet man folgende Farce: 2 Eidotter, vier Oelsardinen, ein wenig geschnittener Lauch und etwas Mayonaise werden verknetet und damit dünne Scheiben Weißbrot bestrichen. Die Radieschen werden ebenfalls feingeschnitten, mit Mayonaise angemacht und in die ausgehöhlten Tomaten, die man geviertelt hat, gefüllt. Die Eiweißhälften werden mit dem Fleischsalat gefüllt, und auf eine Unterlage von Kopfsalat gelegt. Von den Resten der Oelsardinen, Tomaten und dem Lachs macht man kleine Schnittchen. Die Platte wird abwechselnd mit Tomaten, gerollten Schinken, Eierhälften und Brötchen belegt und das Ganze mit krauser Petersilie garniert.

*

Käseplatte

Man lege auf eine runde Kuchenplatte eine Tortenspitze, stelle in die Mitte eine kleine Glasschüssel mit geputzten Radieschen, welche verschiedene Käseschnitten der Camembert wird nur sauber gemacht. Das Ganze mit Käsestangen verzieren.

*

Hühnerfrikassee in zwanzig Minuten

Junge Hühner werden in Portionsstücke zerlegt, mit Salz bestreut und einige Minuten in Butter gebraten. Man gibt etwas feingehackte Zwiebel, Pfeffer, ein Paar Champignons und gehackte junge Kräuter dazu und läßt es mit einem Löffel Mehl durchschwitzen. Jetzt kommen zwei entkernte Zitronenscheiben, etwas Fleischbrühe und ein wenig Wein hinzu. Man läßt das Gericht 10 Minuten kochen. Vor dem Anrichten gibt man noch Kapern und etwas Sardellenbutter hinzu, sowie kleine Klößchen, die man aus Bratwurstmasse bereitet.

Gesundheits- und Körperpflege

Alle zwei bis drei Monate leistet ein Dampfbad der Schönheit und der Gesundheit gute Dienste. Man hüte sich vor Uebertreibungen, sie strengen das Herz an. Nach dem Bad wird der Körper sorgfältig, von den Füßen aufwärts, mit reinem Pflanzenöl eingerieben.

Frau Mode empfiehlt

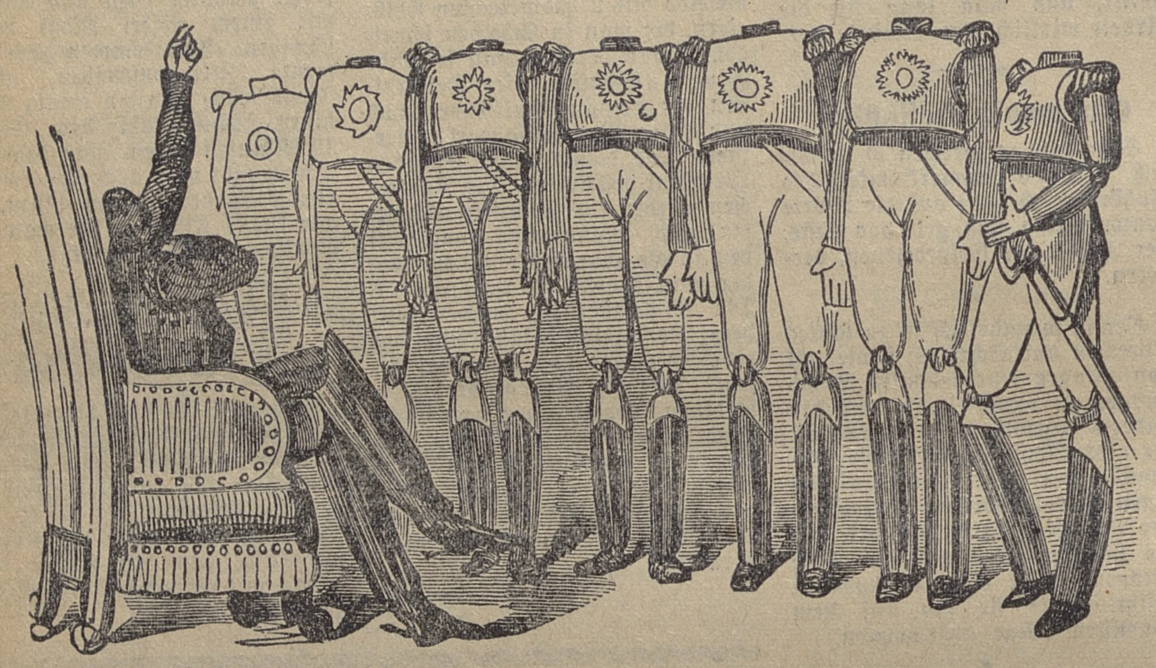
Die Zeit des Ausverkaufs rechtfertigt den Wunsch, die Wäsche-Vorräte zu ergänzen. Welche Frau hätte nicht gern eins dieser gutgeschnittenen Unterkleider mit den dazu gehörigen Höschen, die dem Anzug eine gute Linie geben und die Kombination überflüssig machen? Besonders stilvoll ist es, wenn man sie in der Farbe des Kleides arbeitet.

Die Geschichte des heiligen Russland

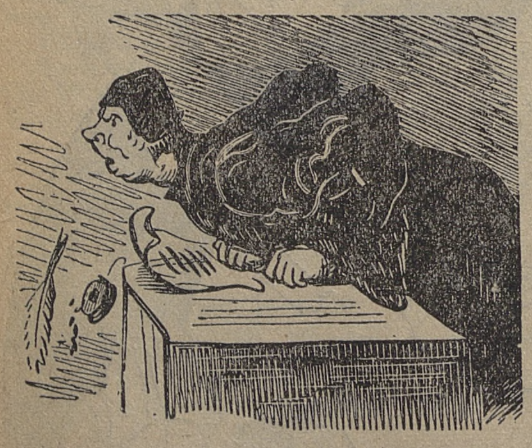
Hundert Jahre sind verflossen, seit Gustave Doré, einer der größten und auch witzigsten Zeichner, die es je gegeben hat, geboren wurde; und fast genau fünfzig Jahre sind es, daß er starb. Die nachfolgenden Bildchen, die eine Probe seines Könnens und seines Witzes geben, entstammen dem satirischen Bilderbuch »Das heilige Rußland«.



Der nächste prominente Zar aller Reußen ist Peter der Große. Anläßlich eines Festmahls hat er den überaus geistreichen Einfall, seiner Umgebung durch eine Handbewegung zu beweisen, daß allzu ehrgeizige Minister den Kopf verlieren.



Zar Nikolaus ist außerordentlich unternehmungslustig. Ihn dürstet nach Eroberungen, und er versammelt daher seine Garden um sich, denen er folgende Rede hält: »Helden! Ich habe euch feierlich versammelt, um euch zu sagen, daß der Zeitpunkt gekommen ist, an dem ihr dem alten Europa eueren furchtbaren Mut zeigen sollt. Während 44 Jahren haben die europäischen Waffen geruht, und die traurigen Folgen sind nicht ausgeblieben. Die Laster des Friedens haben die Völker Europas entnervt. Euer Anblick soll sie wieder aufrütteln. Rührt euch! Auf, ihr Helden! Zeigt, daß die Zeiten vorüber sind, da man sich nur für die Verteidigung seines Landes schlug. Ich weiß, daß ihr unüberwindlich seid. Vorwärts!!



Zar Iwan beruft den ersten russischen Landtag ein. Es entspinnt sich eine heftige Debatte darüber, ob man die Knuten mit zwei oder mit drei Knoten ausstatten soll. Dr. Schlagfertig erklärt: »Ich selbst bestehe darauf, daß — schon mit Rücksicht auf die Grenzen unserer finanziellen Mittel — die Knuten nur zwei Knoten erhalten. Vergesen Sie nicht, meine Herren, daß die Knute ins Volk dringen und schon darum möglichst billig sein muß.«



Hier sieht man die berühmten Chronisten, die das Lebenswerk und die Taten des Zaren Iwan geschildert haben.

Tulpchen

Von Elsa Maria Bud

Tulpchen hieß irgendwie anders. Aber dieser Name war seine Erkennungsmarke. Er sah prahlend rot, rund und selbstgefällig aus, in guten und schlechten Tagen. Schlechte Tage gab es so eigentlich nie für ihn; die gesunde Fülle seiner Natur wußte immer das nötige Lebensminimum herbeizuschaffen.

In Amerika schlingerte er eine Weile durch die üblichen Anfänge: Tellerabwäscher und Zeitungsverkäufer. Landsleute, die ihn trafen, sahen seine selbstzufriedene, unschmelzbare Behäbigkeit. Denen sagte er gern: „Ich werde da in eine größere Firma eintreten —" und wenn er wieder draußen war: „Die Leute waren zu klein, ich habe eine größere Sache vor —" Von einer seiner „größeren" Sachen erzählt die Chronik.

Weißbier wollte er brauen, vor dem Alkoholverbot natürlich; er trank Weißbier gern. Er hatte einen alten Neger mit seinen paar ersparten Dollars zum Sozius erkoren, dem sang er Hymnen vor, das sei ein Stoff — ganz Amerika würde Weißbier trinken. Die große Schwierigkeit wurden die Flaschen. Steinkruken mußten es sein. Aber soviel Noah, der Neger, auch herumkroch, die hatte keiner. Tulpchen selbst schaffte sie endlich heran. Sie brauten in einem Keller; Tulpchen wirtschaftete rot und preisend mit viel schönen Reden in dem Gemenge. „Wasser ist die Hauptsache", sagte er. Noah füllte die Kruken; ein paar Hundert marschierten an den kahlen Kellerwänden auf. Dann verschlossen die Sozien die Fabrik mit Segenswünschen. Das Bier sollte drei Wochen reifen. Nach dieser Zeit trafen sie sich vor ihrem Etablissement, öffneten. Da standen die kleinen tönernen Soldaten mit den Patentköpfen; sie würden auf das Kapital losmarschieren und es erobern. Tulpchen hatte ein Glas mitgebracht: Kostprobe. Feierlich wurde die erste Kruke genommen. „Vorsicht! Es knallt!" schrie Tulpchen.

Nichts knallte. Er kippte, goß — nichts ergoß sich. Leer. Noah stand mit offenen Lippen dabei. Er kriegte die Schuld, hatte unzuverlässig gefüllt. Der Wollkopf kam in ein stummes Wackeln. Sie öffneten die zweite Flasche; knallte nichts, goß nicht. Leer. Die dritte: dito. Noah zeigte die Zungenspitze zwischen den Lippen, dann grinste er zwischen Lachen und Weinen. Tulpchen riß kupferrot den Tonsoldaten ihre festgeschnallten Kappen ab; überall dasselbe: „Gestohlen!" schrie er.

Sie gingen mit gedämpften Gesängen an ein neues Gebräu. Tulpchen füllte sorgfältig ein; der Keller wurde wie eine assyrische Schatzkammer verrammelt.

nach drei Wochen Eröffnung; Tulpchen heiß, Noah gelassen. Die erste Kruke. „Vorsicht! Es knallt!" Nichts knallte. Er goß, ein paar Tropfen sickerten. Reihe durch, leer, leer, leer. Die ganzen Soldaten kampfunfähig.

Das unheimliche Resultat erfüllte Noah mit Schrecken. Er wollte vom Zauber nichts mehr wissen, verlangte den Rest seiner Dollars zurück. Tulpchen geriet in Weißglut.

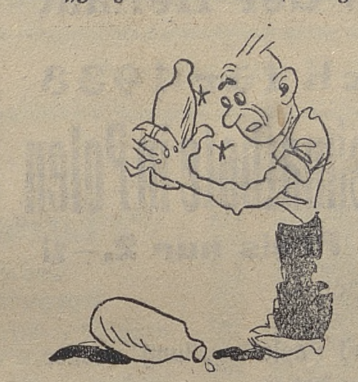
„Ich halte hier drei Wochen Wache!" Er schlug ein Lager im Keller auf. Früh, ehe er auf Arbeit ging, nahm er immer eine der zum dritten Mal versorgten Kruken hoch, horchte dran und war zufrieden, daß es gluckerte. Die Kruken fühlten sich kühl und feucht an, obwohl es ein Höllensommer war, der bis in den Keller hineinwärmte. Noah kam nach 12 Tagen und sagte: „Laß uns kosten!" — „Noch nicht reif!" „Laß uns kosten!" Mit Herzklopfen nahm Tulpchen eine Kruke vor. Sie ließ ein bißchen Rauch und ein bißchen trübes, dickliches Zeug aus sich; kein Viertelglas. „Ha!" schrie Noah, „hast sie gesoffen!" Und fiel über das zerbrochene Tulpchen her, rollte ihn in eine Ecke, daß es knallte und verschwand dann, schloß den Keller hinter sich.

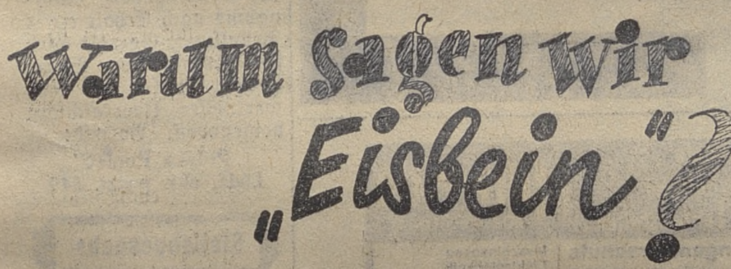
Tulpchen behorchte den Rest seiner Brauerei, wie man auf die Atemzüge eines Todkranken lauscht. Nur Reste schwappten.

Noah erschien mit Polizisten, kugelte die Augen und hielt Vortrag mit Mund, Händen, Füßen. Polizei lachte, besah sich die Kruken, lachte bis zu Tränen und sagte dann:

„Alte Jungen, sind ja ungebrannte Flaschen! Haben Euer schönes Bier ausgeschwitzt!"

Danach begann Tulpchen eine neue „größere" Unternehmung.





Seltsame Wörter und Redensarten und ihre Bedeutung

Von Ludwig Arndt

Die Chronik der deutschen Wörter birgt oft viel Rätselhaftes und Wundersames; die Sprache im ewigen Kreislauf des Werdens und Vergehens gibt fast jedem Wort seine eigene Geschichte, und auch hier geht das sprachliche Schicksal im einzelnen oft seltsame Wege.

Beginnen wir mit dem uns besonders angehenden Wort deutsch, das in seiner Anwendung auf unser Volk erst mit dem 9. Jahrhundert gebräuchlich wurde. Vorher setzte man das Wort nur in Beziehung zur Sprache. Entwicklungsgeschichtlich stellt das Wort deutlich eine Ableitung vom althochdeutschen diot, diota und mittelhochdeutschen diet = Volk dar. Wir finden es heute noch in Wörtern wie Dietrich = Volksherr oder Detlef, Detmold, Deutz, Theobald versteckt vor.

Das in allen Lebensdingen so wichtige Geld wurzelt in dem germanischen Stamm gelt. Im Gotischen finden wir gild = Steuer; das mittelhochdeutsche und althochdeutsche gelt bedeutete anfangs Vergeltung, Ersatz, dann später Einkommen, Zahlung und schließlich das Geldstück selbst. Noch im 17. Jahrhundert schrieb man das Wort Geld am Ende mit einem t. Beim Fersengeld wird die sprachliche Wandlung noch deutlicher. Hier handelte es sich ursprünglich um eine Vergeltung mittels Fersen, also auf eine etwas rohe, ziemlich unsanfte Art. Mit der Zeit ging der Sprachsinn der Vergeltung völlig verloren und ließ man nur noch die Fersen gelten, so daß man heute beim Fersengeld nur noch an das Laufen, Fluchtergreifen denkt.

Das Wort Elend bedeutete ursprünglich Ausland, Fremde, Verbannung. Ein Elender war ein fern von der Heimat Lebender. Die Ironie des sprachlichen Schicksals hat es gewollt, daß es bei uns heute gerade umgekehrt ist. Heute heißt Elend nicht mehr Ausland, sondern Inland.

Das Schimpf- und Scherzwort Kaffer hat sprachlich mit dem afrikanischen Negerstamm gar nichts zu tun, denn es leitet sich von dem arabischen Wort kafir her, welches einen Ungläubigen bezeichnet.

Der Herr Kandidat, eine von den Wissenschaften gepeinigte Seele, geht sprachlich auf das lateinische candidus = weiß zurück. Im alten Rom war es nämlich üblich, daß derjenige, der sich um ein Amt bewarb, vor den Vorgesetzten in einer mit Kreide geweißten Toga zu erscheinen hatte.

Der Katzenjammer, der heute nicht nur Menschen, sondern auch ganze Staaten befällt, hat mit Katzen nicht das geringste zu tun. Ein adlig vornehmes Sprachgefühl hat hier das ursprüngliche altdeutsche Wort Katzenjammer, von kotzen = erbrechen, wohltuend verschleiert, mit welcher Wandlung alle Sprachfreunde von Geschmack sicher einverstanden sind. Man hat aber damals gleich reinen Tisch gemacht und in ähnlichem Sinne als sprachliches Gegenstück den »Kater« geschaffen, ein den Studenten besonders geläufiges Wort.

»Kerl«, auch heute nicht gerade sehr beliebt, stellte die niederdeutsche Form zum hochdeutschen Wort Karl dar, damals die Bedeutung von Mann, Geliebter besitzend. Im Altnordischen verstand man unter Karl einen Unfreien, einen Mann aus dem einfachen Volke. Merkwürdigerweise nahm das Wort Karl, heute nur noch Eigenname, im Slawischen die Bedeutung von König an, wobei man hauptsächlich an die Person Karls des Großen dachte. In sprachlicher Verwandtschaft zu Karl stehen die weiblichen Wörter Karoline und Charlotte.

Das in der Welt soviel bespöttete deutsche Nationalgericht Eisbein mit Sauerkohl, das trotz allem selbst die Amerikaner im größten Stil stillschweigend nachahmen, hat bezüglich der Herkunft des Wortes Eisbein weder mit Eis noch mit Gefrierfleisch etwas zu tun. Das gute deutsche Wort Eisbein stützt sich sprachlich auf das altgermanische isben, welches Hüftbein bedeutete.

In der bekannten Redensart »sein Schäfchen ins trockene bringen« liegt hinsichtlich des niederdeutschen Schepken, das man dem Wort Schäfchen zugrunde zu legen hat, ein sprachliches Mißverständnis vor. Denn Schepken heißt Schiffchen, man wollte also ursprünglich sein Schiffchen ins Trockene bringen, es vor dem Sturm sichern.

Das förmlich zum Allgemeingut der Gegenwart gewordene Schlagwort Pleite ist hebräischen Ursprungs und leitet sich sprachlich von pleto = Flucht ab. Wir finden in dem Wort die Begriffe Fliehen, Schwinden und Verlorengehen symbolisch verkörpert. Auch der Ausdruck flöten gehen gehört hierhin. Er ist ein Gebilde der Gaunersprache, die ursprünglich das Wort bleten schuf, hierbei auf das eben erwähnte pleto zurückgreifend. Das Wort bleten ist dann etwas sinnlos in flöten umgedeutet worden, ohne mit der Flöte irgend etwas zu tun zu haben.

Die Redensart »über die Schnur schlagen oder hauen« geht auf einen alten Brauch der Zimmerleute zurück. Diese pflegten früher zum Zwecke des Behauens von Balken und Hölzern mit einer Kreideschnur einen Strich zu ziehen, das war das Zeichen, daß über die Schnur hinaus nicht gehauen werden durfte.

Der Spießbürger war ursprünglich ein armseliger kleiner Bürger, der nur mit einem Spieß bewaffnet in den Kampf zog.

Das Wort stockfinster kann sich keiner sehr sympathischen sprachlichen Herkunft rühmen, mit dem Spazierstock hat es keinerlei sprachliche Verwandtschaft. Schon im Buche Hiob heißt es: „Du hast meinen Fuß in Stock gelegt." Dies erinnert uns an die oft derben Gebräuche des Mittelalters, wo man mit gemütvollem Schwung einen Gefangenen, einen Uebeltäter in den Stock legte, einen herzlich unbequemen Fußblock, so daß die Strafe oft an Grausamkeit grenzte. Da die mittelalterlichen Gefängnisse vielfach ohne Licht waren, so wird uns der mittelalterliche Begriff stockfinster nunmehr klar und verständlich.

Die Gaunersprache hat sich in ihrer Art am Aufbau unserer Sprache beteiligt und hierbei manches sprachliche Rätsel mit eingeflochten. Ein solches Beispiel haben wir in jenem der Gaunersprache angehörenden Wort Kümmelblättchen vor uns, das mit Kümmel oder Schnaps keine sprachliche Gemeinschaft hat. Bekanntlich ist das Kümmelblättchen ein Glücksspiel mit den Karten. In Kümmel oder auch Kimmel versteckt sich das hebräische Wort gimel, den Namen des dritten Buchstaben im hebräischen Alphabet bedeutend, zugleich aber auch der Name für die Zahl drei, wodurch die Bezeichnung Kümmelblättchen, ein Spiel zu dreien, mit drei Blättchen oder Karten, verständlich wird.

Damit beenden wir unseren Rundgang durch das Reich der Sprache, in dem an Merkwürdigkeiten und Rätseln kein Mangel ist.



Wußten Sie dies?

Der vielbesungene Tyrann Dionysos hatte so große Furcht vor Attentaten auf sein Leben, daß er keinem Friseur gestattete, ihm die Haare zu scheren. Er selbst sengte sie sich, nach damaliger Sitte, mit glühenden Kohlen immer wieder kurz, wenn sie zu lang gewachsen waren.

*

Im Wein-Museum (einer Abteilung des Historischen Museums der Pfalz) in Speyer wird eine Glasflasche aufbewahrt, die wohl den ältesten Wein der Erde enthalten dürfte: der Wein wird nämlich auf 1600 Jahre geschätzt, da man die Flasche Gräbern entnahm, die aus der Zeit um 300 n. Chr. stammen.

*

Die Gotthardbahn blickt nun auf ein Alter von 50 Jahren zurück. Ein Sechstel der Strecke im Gebirge entfällt auf Tunnels und Galerien, die zusammen eine Länge von 42 Kilometer haben. Außerdem vermitteln auf der Gotthardbahn über 1000 Brücken und Straßenüberführungen den Verkehr. Der Gotthardtunnel ist 15 Kilometer lang.

Verantwortlicher Schriftleiter: Jaques Keiper, Lemberg. Verlag: „Dom", Verlagsgesellschaft m. b. H. (Sp. z ogr. odp.), Lwów (Lemberg), Zielona 11.
Druck: Concordia Sp. Akc., Poznań, Zwierzyniecka 6.